Christus und das Alte Testament.

Von

D. J. J. P. Valeton,
Professor a. d. Universität in Utrecht.

Berlin,
Verlag von Reuther & Reichard
1896.

Christus und das Alte Testament.

Von

D. J. J. P. Valeton,
Professor a. d. Universität in Utrecht.

Berlin,
Verlag von Reuther & Reichard
1896.

Druck von Paul Schettlers Erben in Cöthen.

Aus des Verfassers Vorwort.

Ich habe bei verschiedenen Anlässen, öffentlich und in Privatgesprächen, gegen meine Vorlesungen über das Alte Testament den Vorwurf hören müssen, daß eigentlich jeder, der an Jesus Christus glaube, ihnen fern bleiben müsse, sonst komme man bei meiner Art, das Alte Testament zu behandeln, in Konflikt mit Aussprüchen des Herrn. Ich hoffe nun inständigst, mit der Herausgabe der folgenden, am Beginn des Wintersemesters 1895/96 in kürzerer Form vor meinen Hörern gehaltenen Eröffnungsrede etwaige Misverständnisse beseitigen und, wenn wahrscheinlich auch keinen der schroffsten Gegner überzeugen, doch vielleicht den von vielen gehegten und mitunter öffentlich ausgesprochenen Argwohn entkräften zu können, als führe in meinem Unterrichte der Unglaube das große Wort.

Ich spreche von Jesus Christus und seiner Stellung zum Alten Testamente. Nun hat man aber gerade mit Beziehung auf mich gefragt[1]): „Und wenn sie — die „Critici“ — von Christus sprechen, welchen Christus meinen sie dann?“

Ich verstehe die Frage nicht, ich wünsche sie wenigstens nicht zu verstehen, denn sonst wäre sie eine schreckliche

[1]) So z. B. Dr. Hoedemaker in seiner Entgegnung auf meine Kritik seines Buches „De Mozaïsche oorsprong van de Wetten in Exodus, Leviticus en Numeri“.

Anklage. Welcher Christus? Mit Paulus entgegne ich: „Ist denn Christus zerteilt?" Gibt es mehr als einen Christus? Gibt es einen Christus z. B. für die Orthodoxie, einen anderen für mich und einen dritten für, ich weiß nicht wen? Oder spricht man am Ende bloß von Begriffen? und verwechselt diese mit der lebendigen Person? Es gibt nur einen Christus, den lebendigen Heiland, durch den sowohl meine Gegner als ich selig zu werden hoffen; und auf die Frage: welcher? antworte ich: dieser.

Diesen Jesus Christus kennen wir, was sein irdisches Leben betrifft, ohne Ausnahme allein aus den Evangelien. Andere Quellen — einige Worte aus der Apostelgeschichte und aus den Briefen nicht mitgerechnet — über ihn haben wir nicht. Daß es trotzdem noch eine höhere, geistliche Erkenntnis des Herrn giebt: wer, der an ihn glaubt, wollte das bestreiten? Es ist die Erkenntnis des Verherrlichten, der tot gewesen ist, und siehe er lebt, der durch seinen Geist die Gemeinde gestiftet hat, den Menschen führt zur Wiedergeburt und Sünder macht zu Gotteskindern — zugleich das persönliche Band, das jemand bindet an den Heiland, den einzigen, der auch sein Heiland ist. Aber auch diese Erkenntnis wird geprüft und lebendig erhalten werden müssen in erster Linie durch das, was die Evangelien uns berichten von seiner irdischen Existenz, und an zweiter Stelle durch das, was seine ersten Zeugen weiterhin in den anderen Büchern des Neuen Testamentes von ihm aussagen. Da finden wir sozusagen den „klassischen" Ausdruck unseres Glaubens.

In den Evangelien werden uns vier Charakterbilder gezeichnet. Nun ist es mitunter gar nicht so einfach, den

rechten Gesichtswinkel zu finden, unter dem sie betrachtet werden wollen, wenn sie sich wie in einem doppelten Stereoskop decken und so dem Geistesauge ein klares Bild darbieten sollen. Aber einen solchen Gesichtspunkt gibt es, und er läßt sich finden. Eigentlich muß ihn jeder, der sich mit diesen Fragen eingehender beschäftigt, immer wieder auf's neue finden. Oft ist es der einfache, „ungebildete" Mann, der ihn zuerst findet — nur daß es ihm an der Gabe gebricht, das gewonnene Bild sofort auch anderen lehrhaft zu reproduzieren und sie in seine Erkenntnis einzuführen. In jedem Fall, es gibt bloß einen Christus, und sonst keinen. Und das ist unser lebendiger Heiland. Es gibt bloß einen Christus oder — keinen. Von einem anderen Christus zu reden, wäre Thorheit oder Heuchelei. Aber unser Wissen von ihm ist lückenhaft, sehr lückenhaft, sowohl die intellektuelle Kenntnis, die wir zunächst aus den Evangelien schöpfen, als auch das sittlich-geistliche Verständnis, welches die Frucht und das Kennzeichen unseres Glaubenslebens ist. Daher allerlei Verwirrung und Streit. Wir können uns oft so schwer vorstellen, daß man auch auf anderem Standpunkt etwas besitzen kann von diesem Wissen, und darum oft nicht begreifen, wie so verschiedene Auffassungen und Beurteilungen möglich sind von dem Einen, der immer derselbe ist, und dessen Bild uns in verhältnismäßig so klaren Zügen vor der Seele steht.

Laßt uns vorsichtig sein! Meine Kenntnis von Jesus Christus ist nur Stückwerk, aber ich wage zu vermuten, daß andere dasselbe von sich erklären werden. Geht's doch nicht einmal der Kirche besser! Ja die Kirche hat sogar, wie ich glaube, in alter und neuer Zeit mit der

besten Absicht, getrieben von dem anerkennenswerten Bestreben, alles möglichst genau in feste Formeln zu bringen, was man von Christus besaß, unbewußt viel dazu beigetragen, manchem die Kenntnis von dem lebendigen Heiland zu verdunkeln und sie zu vergraben unter dem Schutt logischer Distinktionen, philosophischer Spekulationen und Begriffe, die vielleicht richtig gedacht und bewunderungswürdig ausgeklügelt waren, aber bei denen der Herr selbst in den Hintergrund gedrängt wird. So hat die Kirche, natürlich gegen ihren Willen, für manchen den Weg gebahnt zu ausgesprochenem Unglauben oder — was doch auch Unglaube ist — zu toter Rechtgläubigkeit.

Wenn ich nun im Folgenden über Jesus Christus und das Alte Testament spreche, wird man nochmals fragen: „Welcher Christus?" oder wird man mir gar rundweg bestreiten — wie es Dr. Hoedemaker auf der letzten Seite seiner bereits erwähnten Schrift, nach seinen eigenen Worten „kurz und gut" thut —, daß ich spreche über den Einzigen, „in dem die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, den Christus, an dem wir genug haben im Leben und im Sterben"? Ich will es ruhig abwarten. Ich schreibe nach meiner mangelhaften, aber darum, wie ich hoffe, doch nicht unrichtigen Kenntnis, die ich von diesem Christus besitze. Was könnte ich anderes thun? Ich habe mich dabei gehalten an das, was die Evangelien mir über mein Thema sagten und ich habe versucht, dies zu seinem Recht kommen zu lassen und es an die rechte Stelle, in das meiner Ansicht nach richtige Licht zu rücken durch textgemäße Verwertung und sinngemäße Auslegung.

Die Verschiedenheit in der Überlieferung der Herren-

worte habe ich nur soweit berücksichtigt, als mir das für mein Thema unumgänglich nötig schien. Die Hauptsache nicht aus dem Auge zu verlieren, war mir natürlich das erste Ziel und diese ist — ich bin in dieser Überzeugung durch die vorliegende Studie neu bestärkt worden — auch hier bei Freund und Feind dieselbe. Daß mehr, viel mehr, darüber zu sagen wäre, ist mir wohl bewußt, aber ich mußte mich beschränken auf das Nötigste. Ein ausschlaggebendes Moment glaube ich nicht übersehen zu haben.

In Bezug auf den theologischen Standpunkt, auf Wissen, Auffassung, verstandesmäßiges Erkennen, Schärfe des Denkens und eine Menge anderer Dinge, die ganz gewiß an und für sich nicht bedeutungslos sind, und — mit als Folge von dem allen — auch in unserer Stellung zu der heiligen Schrift als litterarischer Erscheinung wird sicher wohl allezeit ein großer Unterschied bestehen bleiben auch zwischen denen, die, mit dem zweiten Petrusbriefe zu reden „denselben teuren Glauben überkommen haben". In wissenschaftlich-theologischen Fragen, auch in denjenigen, die sich auf die Bücher des Alten Testamentes erstrecken, wird also naturgemäß der Streit nicht aufhören; ich schmeichle mir nicht, das durch meine Abhandlung ändern zu können.

Aber eins wäre nicht nötig, nämlich: Jesus Christus in den Streit zu ziehen. Das habe ich zu beweisen gesucht, soweit es mein Fach angeht. Unberührt von den Streitfragen der Zeit bleibe Er der Heiland aller ohne Unterschied des Standpunktes und der Denkweise und schenke uns auch fernerhin seinen Segen und Stärkung zur Arbeit des täglichen Berufes!

Valeton.

Nachwort des Übersetzers.

Die vorliegende Schrift erschien vor denen der meisten deutschen Theologen, die wie z. B. Beyer, Kähler, Meinhold, Rupprecht, Schnedermann derselben Frage, wenn auch zum Teil unter anderen Titeln, eigene Abhandlungen widmeten. Sie hat auch nach ihnen in Deutschland noch auf volle Beachtung Anspruch um ihres Autors, ihrer Resultate, ihrer Methode und ihrer gleich pietätsvollen wie kritischen Haltung willen. Es ist die Arbeit eines „alttestamentlichen" Fachgelehrten, der auf eine Reihe von Jahren akademischer und kirchlicher Thätigkeit zurückblickt und zu ganz selbstständigem Resultate gelangt. Dabei schreibt er weder von apologetischem, noch dogmatischem, noch polemischem, sondern, wenn ich so sagen darf, von rein natürlichem, selbstverständlichem Standpunkte aus. Er hält sich allein an die Sache, ohne rechts oder links zu schauen. Niemand wird der Brochüre anmerken, daß sie ursprünglich aus einer Polemik erwachsen ist. Nur die Vorrede deutet es an, und der warme Ton, der hier und da durchdringt und zugleich den ursprünglichen Redecharakter verrät, läßt vermuten, daß es sich für den Verfasser nicht nur um eine wissenschaftliche, sondern auch um eine — im besten Sinne des Wortes — persönliche Frage handelt. Der Übersichtlichkeit wegen habe ich der deutschen Ausgabe eine äußere Einteilung beigegeben.

Kirchheimbolanden (Pfalz), Pfingsten 1896.

A. Schowalter.

I. Das Problem.

Glaube und Wissenschaft.

Das Studium des Alten Testamentes hat für uns zwei Seiten: eine rein wissenschaftliche, die sich auf die äußeren Erscheinungsformen beschränkt, und eine religiös-theologische, der es vor allem darauf ankommt, ein Glaubensurteil zu gewinnen.

Unsere persönliche religiöse Stellungnahme ist naturgemäß abhängig von unserem Glauben an Christus. Dagegen legt dieser Glaube der wissenschaftlichen Forschung kein Hindernis in den Weg und übt auf sie keinen anderen als einen ethischen Einfluß aus.

Der Glaube ist einer der wichtigsten Faktoren in der Bildung der Persönlichkeit. Der Christusgläubige ist ein anderer Mensch als der, welcher in keiner Verbindung mit Christus steht. Darum wird die Lebens- und Weltanschauung beider verschieden sein, ihre Betrachtungsweise und ihr Werturteil über die Dinge der Welt nicht minder. Der eine wird Dinge als möglich, wahrscheinlich und glaubenswürdig anerkennen, die der andere rundweg leugnet. Vieles wird auf sie verschieden einwirken und einen ganz verschiedenen Eindruck hinterlassen. So wird z. B. ein gläubiger Jünger Christi unmöglich Naturalist sein können. Es ist ja nicht denkbar, daß er blind bleibt für die Führungen

Gottes in der Geschichte, oder unempfänglich für die sich stets reicher erschließende Fülle der göttlichen Offenbarung. Er muß sehen, wie Gott dem Menschen stets näher und näher tritt.

Unsere Stellung zu Christus beeinflußt, ja bedingt auch unsere Stellung zum Alten Testament. Sag' mir, wer Christus, der Israelit, für dich ist, und ich will dir sagen, was das israelitische Volk für dich sein muß. Das Heil kommt von den Juden; Israel sind Gottes Worte anvertraut, das ist sein Vorzug. Wer das Wort gehört hat, hört den verwandten Klang auch aus dem mühsamen Buchstabieren heraus, welches dem vollkommenen Sprechen vorangeht. Gott, der „am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn", hat auch „vor Zeiten manchmal und auf mancherlei Weise geredet zu den Vätern durch die Profeten". Die Wurzeln des Neuen Bundes liegen im Alten. „Novum Testamentum in vetere latet, Vetus e novo patet" Das anzunehmen, ist — und darin liegt wahrlich keine Geringschätzung — Sache des Glaubens, denn diese Sätze beruhen auf einem Werturteil und setzen Menschen voraus, deren Geistesleben empfänglich ist für göttliche Dinge, stärker noch: für die Berührung Gottes. Für den Diener des Evangeliums ist diese Seite des alttestamentlichen Studiums die wichtigste. Nicht das Studium ist hierbei die Hauptsache, sondern das Herz, in welchem die ἔξοδοι ζωῆς (Proverb. 4, 23) liegen.

Daneben steht die wissenschaftliche Seite — analytisch-synthetisch — für das Gebiet des Studiums. Ich will natürlich nicht behaupten, daß es dafür ganz gleichgültig sei, ob man an Christus glaubt oder nicht, und daß vor allem die ganze Art und Weise, Ton und Tendenz

der Behandlungsweise dadurch nicht wesentlich ihre Färbung erhalte: Die verschiedenen Seiten des menschlichen Geisteslebens sind nun einmal nicht wie durch chinesische Mauern von einander geschieden; und überdies, die Arbeit mag so streng wissenschaftlich geführt werden, wie sie will, es bleibt doch immer noch so viel Spielraum übrig für verschiedene Kombinationen, verschiedene Auffassung und darum auch verschiedene Würdigung, daß das subjektive Element, die Persönlichkeit, nie völlig wird isoliert werden können, und damit also auch nicht der Einfluß des Glaubens. Ein Unterschied bleibt aber doch bestehen. Die wissenschaftliche Forschung erstreckt sich nur auf die Untersuchung der Erscheinungsformen. Sie darf nie weiter gehen, als die Konsequenzen wissenschaftlich brauchbarer positiver Resultate bei vollständiger und richtiger Verwertung derselben notwendig führen. Erkenntnis ist hier das Ziel und Methode der Weg. Nicht um Beurteilung des mehr und weniger Sicheren handelt es sich dabei, sondern um ein Kennenlernen durch Untersuchung. Vor der Objektivität der Thatsachen tritt die Subjektivität des Standpunktes so viel als möglich zurück.

Die Wissenschaft und das Alte Testament.

Vor uns liegen die Bücher des Alten Testamentes. Sie sind in unsern Besitz gekommen auf eigentümliche, und doch im Grunde genommen nicht andere Weise als andere ähnliche Bücher. Entweder ist nun eine wissenschaftliche Prüfung derselben nicht geboten, ja unmöglich — eine derartige Annahme würde einen Strich durch diese ganze Seite des theologischen Studiums bedeuten —, oder sie muß nach

denselben Grundsätzen stattfinden, die auch inbezug auf andere religiöse Schriften des Altertums ihre Anwendung finden und nach derselben Methode, die dort gebräuchlich ist. Es gibt über diese Bücher eine sehr bestimmte Tradition. Wie ist sie entstanden? Ist sie zuverlässig? Stimmt sie überein nicht nur mit dem, was diese Bücher von sich selbst sagen, sondern auch mit dem, was sie nachweisbar sind? Stammen sie von einer Hand und aus einer Zeit? Oder sind sie das Ergebnis einer Sammlung und einer kürzeren oder längeren Bearbeitung? Welchen Geist atmen sie? welchen Hintergrund verraten sie? aus welchen zeitgeschichtlichen und lokalen Verhältnissen sind sie entsprungen? Diese Schriften mögen in religiös-geistlicher Hinsicht ein einheitliches Ganze bilden, als äußere Erscheinung betrachtet, darf man das nicht von ihnen sagen: trifft nun auch auf sie zu, was man von sonsther über die Schicksale derartiger Bücher weiß? Und inwieweit? Welches ist die Geschichte jedes Buches, jeder Gruppe und der ganzen Sammlung? Diese Fragen können beantwortet werden, wenn auch oft nicht gerade mit absoluter Sicherheit, oder sie können es nicht. Aber im ersteren Fall ist dem Forscher ein rein wissenschaftlicher Weg vorgezeichnet, auf dem er die Antwort suchen muß unter strengstem Verzicht auf Argumente, die einem anderen, fremden Gebiete entlehnt sind, den Gang der Untersuchung verwirren und ein objektives Resultat in Frage stellen würden.

Natürlich zieht dieses Resultat wichtige Konsequenzen auch für noch andere als die erwähnten litterarischen Fragen nach sich. Die alttestamentlichen Schriften bilden zum Teil die Quellen, ja mitunter die einzigen Quellen

für unsere Kenntnis vom Volke Israel, und wenn unser Urteil über Alter und Art dieser Quellen eine Wandlung durchmacht, so muß notwendig auch unsere Vorstellung von dem Entwicklungsgang dieser Geschichte selbst davon beeinflußt werden. Das eine hängt mit dem andern eng zusammen, so sorgfältig man sich hüten muß, litterarische und historische Fragen zu identifizieren. Beider Lösung aber liegt auf wissenschaftlichem Gebiet. Historische Fragen können der Natur der Sache nach nie mit vollkommener Sicherheit beantwortet werden. Es bleibt die Möglichkeit verschiedener Hypothesen bestehen. Absolut sichere Anhaltspunkte fehlen oft und man muß sich mit dem erreichbar höchsten Grade von Wahrscheinlichkeit zufrieden geben. Aber auch hier wieder müssen wir entweder die Berechtigung und Notwendigkeit einer historischen Methode anerkennen oder bestreiten. Gibt es keine, dann ist auch die Möglichkeit, die Geschichte kennen zu lernen undenkbar, jeder kann mit ihr machen, was er will. Gibt es aber eine, so möge man sie auch auf Israel anwenden und möge — Unsicherheit wird doch noch immer genug bleiben — die Geschichtsquellen dieses Volkes verwerten, wie man die anderer Völker verwertet. Nämlich: völlig frei, allein gebunden durch die innere Eigenart dieser Quellen, nicht geleitet von seinem Unglauben, aber auch nicht von seinem Glauben.

Unser Glaube an Christus und die Resultate der alttestamentlichen Kritik.

Unser Glaube an Christus, speziell soweit er in Beziehung steht zu der Christi Kommen vorbereitenden Gnadenzeit des Alten Bundes, ist zum Teil ein historischer Glaube.

Er setzt eine bestimmte Anschauung von dem Gang der Geschichte voraus. Nun besteht darüber eine sehr feste, im Lauf der Jahrhunderte maßgebend gewordene und teilweise bereits in den jüngsten Büchern des Alten Testamentes nachweisbare Tradition, die auf beinahe unlösbare Weise mit unserem Glauben verwoben ist. Daß es vielen gegenüber äußerst schwierig, um nicht zu sagen verfehlt ist, ihnen klar zu machen, was auch darin Gegenstand des Glaubens ist, und was nicht, begreift jedermann ohne weiteres. Aber, diese unklare Vermischung ist Thatsache, und es ist dem Forscher, je mehr er sich in seine Arbeit vertieft, um so unverständlicher, warum von einer Offenbarung Gottes soll gesprochen und an sie geglaubt werden können nur, wenn der Gang der Geschichte so gewesen ist, und wenn er anders gewesen ist, nicht mehr. Was von Gott offenbar geworden ist, bleibt doch unberührt, und für den Christusgläubigen steht doch immer unerschütterlich fest die Person des Herrn als End- und Zielpunkt all der Werke Gottes. Nur unsere Anschauung von dem Gang und — vielleicht — auch von dem Wesen der Offenbarung wird eine Umbildung erfahren. Ich kann nicht einsehen, warum das nur auf Kosten des Glaubens an den Herrn soll geschehen können, und warum das überhaupt ein Glaubenskonflikt sein soll. Natürlich kann man ja, wie durch jede Modifikation unserer Vorstellungen, so auch durch diese für den ersten Augenblick in große Schwierigkeiten kommen; und vor allem kann man mut- und ratlos werden angesichts der großen Menge, die man um allerhand Ursachen willen — sie liegen teils in den Leuten selbst, teils in der ganzen Art der Untersuchungen — gar so schwer

auf die Höhe seiner Resultate bringen kann, und von der man noch viel weniger erwarten darf, daß sie den Weg nachzugehen sucht und versteht, auf welchem jene Resultate gewonnen worden sind. All das mag für den Prediger des Evangeliums eine sehr große Last sein, die Wissenschaft darf sich durch dieses Bedenken auf die Dauer nicht in ihrer Arbeit aufhalten lassen. Ich persönlich habe dabei die Erfahrung gemacht: Wenn man an Christus festhält und immer wieder Fühlung mit ihm sucht, so wird man, allerdings nicht ohne Kampf, bei jeder notwendigen Umbildung seiner Ansicht von dem geschichtlichen Gange der israelitischen Entwicklung Plan und Ziel Gottes in den Führungen seines Volkes immer greifbarer vor Augen sehen. Nur darf man dann die Offenbarung nicht, wenigstens nicht ausschließlich, in dem suchen, was der gewöhnlichen Erfahrung widerspricht, sondern auch — ich möchte geradezu sagen: vornehmlich — in dem Menschlich-Alltäglichen selbst.

„Gut," wird nun mancher sagen, „nehmen wir in abstracto an, es wäre so, so ist doch die Thatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß eine ganze Anzahl von Resultaten — sowohl historischer als isagogischer Art, — zu denen die gegenwärtig wissenschaftlich genannten alttestamentlichen Untersuchungen führen, in schnurgeradem Gegensatze zu unzweideutigen Aussprüchen des Herrn stehen. Dieser weist z. B. Ps. 110 dem David zu (cf. Matth. 22, 41–45), bestätigt Matth. 8, 4, daß Moses das Reinigungsopfer für den Aussätzigen vorschrieb (Lev. 14, 2 ff.), führt Matth. 19, 8 die Bestimmungen über den Scheidebrief (Deut. 24, 1) als ein Wort von Moses an und spricht, um nicht mehr zu nennen, Matth. 12, 39–41

von dem Zeichen Jona's, des Profeten, wie von einer unzweifelhaft historischen Thatsache: lauter Dinge, die von der heutigen alttestamentlichen Wissenschaft ganz allgemein bezweifelt, wenn nicht gar entschieden bestritten werden. Und nun geht es doch nicht an, einerseits zu bekennen, daß man an Christus glaubt, und sich andererseits um solche Aussprüche einfach nicht zu kümmern."

Ich fühle das ganze Gewicht dieses Einwurfes; und wenn etwas in der Beweisführung derer, die ich nun nur der Kürze halber Gegner der wissenschaftlichen Forschung nennen will, mich bestechen und mich veranlassen könnte, mich prinzipiell an ihre Seite zu stellen, dann wäre es gerade das. Ich begreife vollkommen, wie man in dankbarer Anbetung seines Heilandes eine unüberwindliche Scheu davor empfinden kann, Untersuchungen zu billigen, die sich nicht bedingungslos bescheiden mit einem von ihm mitgeteilten Ausspruche. Dann verwirft man also die Untersuchung selbst, nicht erst die gewonnenen Resultate. Und der Kern unserer Frage ist also der, ob auch auf Gebieten, die im übrigen omnium consensu der freien wissenschaftlichen Forschung offen stehen, ein Ausspruch Jesu, der uns in den Evangelien mitgeteilt wird, schlechthin alle weitere Debatte abschneidet. Ist damit eine Entscheidung gegeben, deren objektive Normativität unter keinen Umständen eine Modifikation erleidet? Fordert die Konsequenz unseres ersten Satzes, daß unsere Stellung zur Bibel bedingt werde von unserer Stellung zu Christo, nicht auch das Zugeständnis, daß in jedem Einzelfall die Berufung auf ein

Wort Christi die letzte und zwar untrügliche Instanz sein muß? Ich habe über diese Frage lange nachgedacht, und ich darf ruhig sagen, daß ich sie nicht leicht genommen habe. Aber meine Antwort lautet schließlich direkt verneinend. Wahrlich nicht, weil ich mich nicht beugen will vor dem Worte des Heilandes oder es besser zu wissen meine oder unsere gegenwärtige Wissenschaft für unfehlbar halte. Sondern weil ich die Worte des Herrn aus ihrem eigenen Milieu heraus, nach ihrem ursprünglichen Zweck, und in ihrem eigentlichen Sinn und darum in der ihnen eigenen Beweiskraft auffassen zu müssen meine. Man darf nichts davon wegnehmen, aber man darf auch nichts hinzuthun, man darf sie vor allem nicht hinüberzerren auf ein ihnen ursprünglich fremdes Gebiet und aus ihnen dann Waffen entlehnen, die der Herr nicht geschmiedet.

Wie steht der Herr gegenüber der jüdischen Bibel? Diese Frage hat zwei Seiten: Was sind die Bücher des Alten Testamentes für ihn gewesen in materialer und was in formaler Beziehung? Auf das letztere kommt es uns für unsern Zweck hauptsächlich an. Doch zunächst einige Worte über den ersten Punkt!

II. Was sind die Bücher des Alten Testamentes ihrem Inhalt nach für Jesus gewesen?

Ich glaube, daß sich über diese Frage viel mehr sagen läßt, als gewöhnlich geschieht; in der That ist sie auch die

eigentliche Hauptfrage. Ich beschränke mich hier auf einzelne Bemerkungen.

Man spricht von dem israelitischen Charakter des vierten Evangeliums oder von dem jüdischen Hintergrund des Römerbriefes. Man kann mit nicht geringerem Recht von dem innigen Zusammenhang sprechen, der zwischen der Predigt des Heilands ihrer Form und ihrem Inhalt nach und den Büchern des Alten Testamentes besteht.

Die Predigt Jesu und ihre alttestamentliche Grundlage. (Jesus und der Lehrgehalt des A. T.)

Zu allererst kommen hier in Betracht die Zitate, und zwar die direkten, in denen ein alttestamentliches Wort, wenn auch nicht immer buchstäblich, so doch ausdrücklich als solches angeführt wird, und die indirekten, die der Herr ohne besonderen Hinweis auf die alttestamentliche Quelle in mehr oder minder freier Weise in seine Reden einflicht. Als Beispiel der letzteren nenne ich Matth. 10, 35: „Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wieder ihre Schwieger, und des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein.“ Das Wort stammt aus Micha 7, 6. Mehr ins Auge fallen natürlich die zahlreichen direkten Citate. Einige davon nennen zugleich den Ort ihrer Herkunft: Das Gesetz, die Profeten, Jesaja, die Psalmen, Daniel; andere werden ohne solche Beifügung einfach eingeleitet durch das bekannte: „Es steht geschrieben“, „habt ihr nie gelesen?“ oder sonst etwas dergleichen. Beispiele hiervon zu geben, ist überflüssig.

Eng verwandt mit diesen Citaten sind die Verweisungen, Hindeutungen auf bestimmte Worte, die aber dann doch nicht eigentlich wiederholt werden. Ich denke z. B. an Matth. 12, 5: „Habt ihr nicht gelesen im Gesetz, wie die Priester am Sabbath im Tempel den Sabbath brechen und sind doch ohne Schuld?" (Vgl. Num. 28, 9 in Verbindung mit der herrschenden Auffassung des vierten Gebotes); oder an Joh. 8, 17: „Es stehet in eurem Gesetz geschrieben, daß zweier Menschen Zeugnis wahr ist" (vgl. Deut. 19, 15); oder an ganze Erzählungen: von Noah, Sodom, David, Elia, Jona u. a.), die einfach als bekannt vorausgesetzt werden. Welch einen Reichtum davon in größerer oder geringerer Ausführlichkeit die Reden des Herrn aufweisen, ist allbekannt. Ich halte mich nicht länger dabei auf.

Eine Täuschung aber ist es, anzunehmen, daß damit „der Gebrauch des Alten Testamentes in den Reden des Herrn" erschöpft sei. Nicht einmal zur Hälfte ist das der Fall. Nimm die Bergpredigt, nimm das „Unser Vater", nimm eine ganze Reihe von Gleichnissen, die eschatologischen Reden, die Gespräche im Johannes-Evangelium mit Nikodemus, über das Himmelsbrot, den guten Hirten, den wahren Weinstock; nimm des Herrn Predigt vom Königreich, besser vielleicht von der Königswürde Gottes; nimm — um damit zu schließen — des Herrn Widerstand gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten: und du findest, abgesehen von allen eigentlichen Citaten und direkten Hinweisen, überall Berührungspunkte mannigfachster Art mit Worten und Gedanken des Alten Testamentes. Wer mit der Kenntnis des Neuen Testamentes an das Studium des Alten geht, kann

sich bei seiner Behandlung alttestamentlicher Worte kaum der Reminiszenzen auch aus der Predigt des Herrn erwehren. Unbewußt und unwillkürlich kommen sie ihm über die Lippen und fließen ihm in die Feder. Und andererseits, wenn man mit dem Alten Testament beginnt und dann zum Neuen übergeht, so fühlt man sich, was die „Herrenreden" angeht, beinah nirgends auf völlig fremdem Gebiet. Immer wieder stößt man auf Gedanken, die uns aus dem Alten Testament bekannt und geläufig sind, die aber Christus in seiner Weise aufgenommen und gebraucht hat.

Ja, ich möchte sogar sagen (es ist zwar stark ausgedrückt, aber cum grano salis läßt es sich sagen): Es ist in den Reden des Herrn nichts Neues — als er selbst. Daß er sie spricht und so spricht; daß er diesen eigenartigen Ton hineinlegt, der sie auch unterscheidet von allem, was außer ihnen das Neue Testament enthält, und der sie für uns im Vollsinn des Wortes zu Worten des ewigen Lebens macht; daß er nicht allein ihr Verkündiger, sondern auch ihr Inhalt, ja, wenn man so sagen darf, auch ihr Thäter ist — das ist das Neue, und das ist es auch, wodurch sie etwas anderes werden als alles, was im Alten Testament steht: Erfüllung und nicht mehr Verheißung, volle Realität mit Abstreifung alles Problematischen und Schattenhaften, das dem profetischen Worte noch anhaftet. Ich wünschte, man würde die Worte des Herrn einmal direkt von diesem Gesichtspunkt aus studieren. Und ich glaube, man würde viel mehr noch in den Gedanken als in den Worten zu seiner Überraschung gar manchen augenfälligen und doch bisher verborgenen Zug innerer Verwandtschaft zwischen der Verkündigung des Herrn

und der Botschaft des Alten Bundes und die ursprüngliche Heimat so mancher Eigentümlichkeit in Jesu Worten entdecken. Bei einem solchen Studium darf man natürlich an Einzelheiten nicht achtlos vorbeigehen oder auch nur ein Verbindungsglied im Gedankengang übersehen, aber die Hauptsache ist es doch, mit tiefer eindringendem geistlichem Verständnisse die Absicht des Herrn zu erfassen und sich nicht zufrieden zu geben mit dem Zählen von Worten, fast von Buchstaben, einer Methode, die in unserer analytischen Wissenschaft nur allzu sehr sich breit macht.

Wir finden bei dem Herrn so eine tiefe Ehrfurcht vor der „Schrift“. Nicht in dem Sinne, daß er sich gebunden achtete durch jeden Buchstaben derselben. Zitiert er doch oft auffallend frei, bald nach dem hebräischen, bald nach dem griechischen Text, mitunter auch nach keinem von beiden genau. Man hat schon gerade aufgrund derartiger Abweichungen sowohl vom Hebräischen als auch vom Griechischen gemeint, es müsse zu Jesu Zeiten eine uns verloren gegangene aramäische Volksbibel bestanden haben, die auch er benutzt hat. Aber die Beweise für diese Vermutung sind äußerst schwach; vielmehr ist diese Erscheinung zurückzuführen auf das absolute Frei-sein des Herrn von dem Buchstaben, wodurch er sich gerade unterscheiden durfte von Schriftgelehrten und Pharisäern. Bei ihnen, nicht bei ihm, ist die ängstliche Buchstabenknechtschaft, die — so geht es so oft — eben dadurch leicht dem Buchstaben Gewalt thut. Ich denke z. B. an das für die Pharisäer so beschämende: „es sei denn um Ehebruch“ (Matth. 5, 32) in Verbindung mit der Bestimmung Deut. 24, 1, worauf sie selbst sich Matth. 19, 7 beriefen. Welch unendlich

viel tieferes Verständnis, auch z. B. in der Unterscheidung zwischen „zulassen“ und „befehlen“, für die Feinheiten der Schrift zeigt da der Herr in der Scheidebrieffrage! Er lehrte nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer, sondern wie einer, der Vollmacht hat (Matth. 7, 29), und gar beachtenswert in ihren beiden Teilen ist die Frage der Menge Joh. 7, 15: „Wie kann dieser die Schrift, so er sie doch nicht gelernt hat?“

Aber ich gehe noch einen Schritt weiter und sage: Diese Freiheit im Einzelnen, die doch wieder Hand in Hand geht mit so bewunderungswürdigem Eindringen in die verborgensten Feinheiten der Schrift, beschränkt sich nicht auf den Buchstaben. Sie erstreckt sich auch auf Kontext und Sinn. Ich verweise nochmals auf die bereits angeführte Stelle Matth. 10, 35 f., wo doch offenbar Micha 7, 6 wiedergegeben ist. Derartige Beispiele giebt es in Hülle und Fülle: Die Verwendung der Worte: „Denn sie waren verschmachtet und zerstreut, wie die Schafe, die keinen Hirten haben“ (Matth. 9, 36), entspricht in keiner Weise dem Zusammenhang von Num. 27, 17, noch auch dem von 1. Kön. 22, 17, und aus einer dieser Stellen sind sie doch sicher entlehnt. Noch viel auffallender in dieser Beziehung wird Zach. 13, 7 in Matth. 26, 31 zitiert, wo auf den ursprünglichen Zusammenhang auch nicht die geringste Rücksicht genommen zu sein scheint; oder vgl. Matth. 21, 16 mit Ps. 8, 3.

Ich habe gesagt, daß Jesus überall höchste Ehrerbietung gegen die „Schriften“ zeigt. Die Freiheit seiner Stellung widerspricht dem nicht. Man vergleiche nur einmal, wie er über die παραδόσεις, d. h. Über-

lieferungen, „Aufsätze“ der Alten spricht in der gewaltig ergreifenden, mehrmals wiederholten Gegenüberstellung: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist“ (Matth. 5, 21; 27; 33 und ohne den Zusatz „zu den Alten“ auch noch V.V. 31, 38, 43), „ich aber sage euch ꝛc.“; man denke an die merkwürdige Rede gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer über das Essen mit ungewaschenen Händen (Matth. 15, 1—14), über die Ausflucht: „es soll eine Opfergabe sein“ und über das Ehren Gottes mit den Lippen, während das Herz ferne von Ihm ist (das Zitat aus Jesaja 29, 13 ist sehr frei!): welche Entrüstung spricht aus dieser ganzen Rede! Wie fühlt er sich verletzt und empört durch alle diese willkürlichen Einrichtungen der blinden Blindenleiter! Das aber, was er all dem gegenüberstellt als rocher de bronce, das, wofür er streitet, ist eben „das Gebot Gottes“ (Matth. 15, 3; 6), welches um ihrer „Aufsätze“ willen nicht nur übertreten, sondern geradezu aufgehoben wird.

Besonders charakteristisch ist in dieser Beziehung Matth. 23. Die Schriftgelehrten und Pharisäer sitzen auf Moses' Stuhl; die Obhut über die Handhabung des Gesetzes ist darum ihnen anvertraut. Folglich: „Alles, was sie euch sagen, daß ihr halten sollt, das haltet und thut es!“; aber dann: „Folgt ihnen nicht nach, werdet ihresgleichen nicht!“ Und nun kommt die Strafrede, die ihr Gegenstück in den Reden des Herrn nicht findet. Trotz allem aber: „Was die, so auf Moses' Stuhl sitzen, euch sagen, das haltet und thut es!“ Wie scharf scheidet da der Herr zwischen dem Gesetz und dem Misbrauch desselben. Es ist, als fürchte er, der Ehrerbietung vor dem Gesetz, d. h. vor den „Schriften“, Eintrag zu thun, und das will er nicht. Mögen sie auch

zu den Händen von Männern sein, wie er sie in unserer Rede geißelt — das will er nicht.

Den Grund dafür gibt er selbst an in Matth. 5, 17: er ist nicht gekommen, um das Gesetz oder die Profeten — die beiden Hauptabteilungen der jüdischen Bibel — aufzulösen, d. h. außer Kraft zu setzen, sondern um sie zu erfüllen, d. h. zur vollen Herrlichkeit zu bringen, alles, was darin an Geistesschätzen und Wahrheitsmomenten verborgen ist, zu offenbaren und ans Licht zu bringen. Um zu verstehen, was in diesem „erfüllen" alles liegt, muß man die unmittelbar darauf folgende Reihe von Gegenüberstellungen studieren, von der ich bereits sprach; muß man sich darüber klar zu werden suchen, wie Jesus (Matth. 7, 12) sagen kann, daß der ganze Inhalt von Gesetz und Profeten — es steht: „das ist das Gesetz und die Profeten — der ist: den Leuten zu thun, was wir wollen, daß die Leute uns thun, oder daß (Matth. 22, 40) das ganze Gesetz und die Profeten hanget — ein ganz merkwürdiger Ausdruck — in diesen zwei Geboten: Gott zu lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte und den Nächsten als sich selbst. Welch ein Griff mitten in die Schriften! Hier ist mehr als ein einfaches Zitat aus Deut. 6, 5 und Levit. 19, 18; hier ist wieder eine kleine Probe von der göttlichen Freiheit, die nicht „auflöst", sondern „erfüllt".

Jesus sagt: von dem Gesetz — den fünf Büchern Mosis, für die Juden eigentlich die Bibel en miniature — solle, ehe nicht Himmel und Erde vergehe (cf. dazu Jer. 31, 35–37 und 33, 20 f., 25 f.), kein Jota oder Häkchen vergehen, bis alles werde geschehen sein (Matth. 5, 18).

Und in V. 19 fügt er noch hinzu: „Wer nun eins von diesen kleinsten Geboten auflöst und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich; wer es aber thut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich.“ Es scheint nicht schwer, nachzuweisen, daß dieses Wort im Widerspruch steht zu der freien Stellung, die Christus selbst zu den „Schriften“ einnimmt, und die überall durch seine Verwendung derselben hindurchleuchtet. Und dennoch wage ich zu behaupten: beides läßt sich sehr wohl vereinigen. Der Sinn seiner Worte ist der, daß die Schrift bis in ihre kleinsten Unterteile zu ihrem Recht kommen muß und wird. Alles darin muß, wie so bezeichnend gesagt wird, „geschehen“. Es muß auf seinen rechten Platz zu stehen kommen, unter den rechten Gesichtspunkt gebracht und in das rechte Licht gerückt — d. h. erfüllt werden, dann wird sich zeigen, daß auch das Kleinste seine Bedeutung hat im großen Ganzen.

Nicht daß jeder Buchstabe der Schrift gleich viel wert sei, sagt der Herr, als gäbe es keinen Unterschied zwischen den einzelnen Geboten, keine Stufen, kein Ersetztwerden des einen durch das andere, kein „seine Zeit gehabt haben“ von diesem oder jenem. Gerade die Pharisäer und Schriftgelehrten würden das bestritten haben, und eben darum — armselige Schriftausleger! — verzehnteten sie Minze, Dill und Kümmel (Matth. 23, 23) und ließen dahinten — wie bezeichnend! — „das Schwerste im Gesetz: das Recht, die Barmherzigkeit und den Glauben“. „Dies sollte man thun und jenes nicht lassen.“ Es wird z. B. ein Unterschied statuiert — aus den „Profeten“ hätten das die Juden bereits lernen können (cf. Hos. 6, 6),

— zwischen Opfer und Barmherzigkeit (Matth. 9, 13; 12, 7). Und ich glaube, daß auch Jesus hätte sagen können, was später der Hebräerbrief im Anschluß an Ps. 40, 8 f. schreibt: „er hebt das Erste auf, daß er das Andere einsetze“ (Hebr. 10, 9b). Aber das alles ist kein „auflösen“; ebenso wenig als es „erfüllen“ ist, das Vergangene repristinieren zu wollen oder einer Leiche ein bischen Scheinleben einblasen, sie schön anziehen und ans Fenster setzen, als ob sie lebte. „Auflösen“ ist = etwas anderes damit thun, als Gott damit vorhatte; „erfüllen“ = es sich angelegen sein lassen, die Entwicklung der Dinge zu fördern auf dem Wege, den Gott weist, ohne Nebenabsicht und ohne Abweichungen. Und das ist ja gerade das Zeichen der Messiasweihe Jesu Christi, daß durch ihn jedes Teilchen der Schrift auf seinen rechten Platz kommt: Das Kleine, vielleicht lange überschätzt, wird klein; das Große, vielleicht wie der von Gott ausersehene Eckstein (cf. Matth. 21, 42; Ps. 118, 22 f.), lange von den Menschen verachtet, wird groß. Er bringt Leben und Bewegung; er bringt κρίσις; die Schriften werden „erfüllt“.

Die Persönlichkeit Jesu und ihre alttestamentliche Lebensbedingtheit.
(Jesus und der Lebensinhalt des A. T.)

Äußere Kenntnis der Schriften hätte Jesus zu dieser Aufgabe nicht zu befähigen vermocht. Bei uns Menschen läßt die tiefere Schriftkenntnis so viel zu wünschen übrig. Wissenschaftliches (analytisch-synthetisches) Studium mag ein gutes Hilfsmittel dazu sein — ich glaube, daß es als Vorbereitung dienen kann und manchmal dient —, aber

allein genügt es noch nicht. Es ist dazu unentbehrlich — und zwar vor allem — die religiös-theologische Verarbeitung, von der ich im Anfang sprach, und die entsteht, wenn Einheit und Übereinstimmung zustande gekommen ist zwischen dem Leben, das in den Schriften pulsiert, und dem, das durch Gottes Gnade in einem Menschenherzen geweckt werden kann. Und sieh nun den Herrn! Seine Ehrfurcht vor, sein ganzes Verhalten zu den Schriften beruht auf der selbsterlebten Erfahrung, daß sich darin eine mächtige Wirklichkeit offenbart. Der Herr spricht darüber nicht viel. Aber wenn ich ihn, nach der Erzählung des Lukas, als zwölfjährigen Knaben im Tempel mitten unter den Lehrern sitzen sehe, ihnen zuhörend und sie ausfragend, und dann seine Frage vernehme, als wäre das etwas ganz Natürliches: „Wußtet ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?", — wenn ich ihn dann, nach dem Evangelium des Johannes und unter ganz anderen Verhältnissen, sagen höre: „Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen deß, der mich gesandt hat und vollende sein Werk" (Joh. 4, 34), — und wenn ich schließlich mich daran erinnere, wie er einerseits sich darauf beruft, daß er beständig Gottes Wort hört und seines Zeugnisses inne wird, und wie er andererseits den Juden einen Vorwurf daraus macht, daß sie die Schriften zwar besitzen und wohl auch durchforschen, aber ohne Gottes Wort bleibend in sich zu bewahren und zu besitzen: so scheinen mir hier deutliche Winke gegeben zu sein für die Beurteilung dessen, was die Schriften für den Herrn gewesen sind. Wie herrlich preist der fromme Israelite in Ps. 19 (2. Hälfte) und in Ps. 119 das Gesetz! Konnte er so über seine

Bibel sprechen: wird das dann nicht noch in viel höherem Maße bei Jesus der Fall gewesen sein? „Dein Wort ist wohl geläutert, und dein Knecht hat es lieb.“ (Ps. 119. 140.)

Jesus Christus — ich sage mit dieser Behauptung gewiß nicht zuviel — hat in und von der „Schrift“ gelebt. Sie ist ihm in succum et sanguinem übergegangen. Er hat sich damit genährt. Daher sein Streiten mit der Waffe der „Schrift“. Man beruft sich mit Vorliebe auf das dreimal wiederholte: „Es stehet geschrieben“ in der Versuchungsgeschichte — einmal (Luk. 4, 12) ersetzt durch das seltenere: „es ist gesagt“ —, und mit vollem Recht. So viel ähnliches ist aber daneben noch zu nennen. Wie oft wird wiederholt das: „Habt ihr nicht gelesen?“ Ihr könntet es doch wissen; wenn ihr diese Schriftstelle bedacht hättet, ihr würdet anders gehandelt haben; „du bist ein Lehrer in Israel und also in der Schrift zuhause, und weißt das nicht? Ihr irret, weil ihr die Schrift nicht kennt noch die Kraft Gottes 2c.“ Aber man betrachte genauer, wie er verwertet, was „geschrieben steht“. In Matth. 4 und Luk. 4 scheint er sich damit zu berufen auf die äußere Autorität der Schriften; auch im Munde des Satans soll es nichts anderes sein. Aber so ist es von dem Herrn doch nicht bloß gemeint. Ich denke zur Begründung dafür z. B. an das „es steht geschrieben“ von Matth. 21, 13 (in der Erzählung der Tempelreinigung), womit der Herr dort die Worte aus Jes. 56, 7 einleitet: „Mein Haus soll ein Bethaus heißen für alle Völker“ und darauf im Anschluß an Jer. 7, 11 folgen läßt: „Aber ihr habt eine Mördergrube daraus gemacht“; oder an das von Matth. 26, 31, wo der Herr

in einem Worte von Zach. 13, 7: „Schlage den Hirten, und die Schafe werden sich zerstreuen“ (Jesus selbst zitiert: „Ich werde den Hirten schlagen rc.“) seine und seiner Jünger Lage erkennt. Es läßt sich hier deutlich umschreiben nicht sowohl durch „weil“, als vielmehr durch „so wie“. Auch in vielen seiner Zitate aus den letzten Tagen im Evangelium des Johannes ist das der Fall. Man vergleiche z. B. Joh. 13, 18 f. mit Ps. 41, 10 oder auch Joh. 15, 25 f. mit Ps. 69, 5, um von dem bekannten, auch nicht als eigentlichen „Schriftbeweis“ gemeinten Eli, Eli, lama sabachtani (cf. Matth. 27, 46 f.: Ps. 22, 1) nicht zu reden. Nicht als äußere Autorität steht ihm die Schrift gegenüber, sondern als eine Geistesmacht, der er sich verwandt fühlt, mit der seine Seele, wenn ich so sagen darf, à l'unisson gestimmt ist, und die ihm Worte, Bilder, Gleichnisse und Erläuterungen in überreichlicher Fülle ungesucht nahelegt.

Ich werde hoffentlich nicht misverstanden, wenn ich sage: Jesus ist an der Hand der Schrift aufgewachsen. Sie ist die Wurzel seines religiösen und messianischen Selbstbewußtseins. Er hat sich in ihr gefunden und ist dadurch zu der Entdeckung gekommen, daß die Schriften von ihm zeugen (Joh. 5, 39). Wenn man Moses glaubte, würde man auch an ihn glauben; die Bücher Mosis sprechen von ihm: Dieser Gedanke kehrt in mannigfacher Form wieder. Äußerungen wie die: „Abraham, euer Vater, ward froh, daß er meinen Tag sehen sollte; und er sahe ihn und freute sich“ (Joh. 8, 56) oder anderseits: „Viele Profeten und Gerechte haben begehret, zu sehen, das ihr sehet und haben es nicht gesehen;

und zu hören, das ihr höret und haben es nicht gehöret" (Matth. 13, 17) — gehören nicht hierher. Wohl aber kommt hier die Thatsache in Betracht, daß der Herr durchgehends Vergleiche zieht zwischen Erzählungen aus dem Alten Testamente und sich selbst. „Wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, also muß des Menschen Sohn erhöhet werden" (Joh. 3, 14); „Moses hat euch nicht das Brot vom Himmel gegeben, sondern mein Vater gibt euch das rechte Brot vom Himmel, denn das Brot Gottes ist der, welcher aus dem Himmel herniederkommt und gibt der Welt das Leben" (Joh. 6, 32 f.); mehr als der Tempel, als Jona, als Salomo ist hier" (Matth. 12, 6, 41, 42) u. s. w. Daß bei dem ersten dieser Worte notwendig an eine typische Weissagung gedacht werden müßte, glaube ich nicht; wir kommen mit der Annahme einer einfachen Vergleichung vollständig aus. Aber schon diese sagt so viel. Es ist einer — er selbst —, mit dem Jesus alles in Zusammenhang bringt. „Wären solche Thaten zu Tyrus und Sidon geschehen, als bei Chorazin und Bethsaida geschehen sind, sie hätten im Sack und in der Asche Buße gethan. Es wird Tyrus und Sidon erträglicher ergehen am jüngsten Tag als Kapernaum; denn es hat ihn wohl nicht gekannt, aber es hat ihn auch nicht verworfen" (Matth. 11, 21 ff.). Das alles ist aber noch nicht das Wichtigste. Die Hauptsache ist das, daß der Heiland überall in den Schriften sich selbst und die Verhältnisse seiner Zeit direkt angedeutet findet: Jesaja im 29. Kapitel hat nach Matth. 15, 7 f. von den Zeitgenossen Jesu gesprochen, wenn er sagt: „Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde rc."; und was der

Profet anderswo (Kap. 6, 5) von der Verstockung des Volkes sagt, erfüllt sich an ihnen (Matth. 13, 14 f.). Johannes, der Täufer, ist des Herrn Vorläufer. Darum ist auch Mal. 3, 1 wie Mal. 4, 5 von ihm geschrieben; er ist sowohl der angekündigte Engel Gottes als auch der verheißene Elias (Matth. 11, 10 f.; 17, 10—13). Und so wäre noch viel anzuführen. Auf sich selbst bezieht der Herr vom Ps. 118 nicht nur V. 22 sondern auch V. 26 (Matth. 21, 42 f.; 23, 39); Ps. 8, 3 muß das Treiben der Kinder bei seinem Einzuge in Jerusalem verteidigen (Matth. 21, 16); was Jes. 61 von dem Knecht des Herrn sagt, ist mit Jesu Auftreten erfüllt (Luk. 4, 21); die Leidenszüge Ps. 41, 10 und 69, 5 sind Teile seines Bildes (Joh. 13, 18; 15, 25); das „und er ist unter die Übelthäter gerechnet" aus Jes. 53, 12 muß an ihm vollbracht werden (Luk. 22, 37) 2c. 2c. Auch die Benennung „Menschensohn" ist alttestamentlich; und der Traum Daniels (Kap. 7, 13) tritt in das Stadium der Erfüllung in dem Augenblicke, wo Jesus durch den hohen Rat verurteilt wird (Matth. 26, 64). Und mehr noch — nicht bloß einzelne Weissagungen finden mit ihm ihre göttliche Beglaubigung und zeitliche Erfüllung, sondern er steht auch im Mittelpunkte des großen Schriftzusammenhangs. Wenn wir im einzelnen verfolgen, wie Jesus über das „Erfülltwerden", jetzt nicht durch ihn (Matth. 5, 17), sondern, was aber damit in enger Verbindung steht, an ihm, so kann uns die sehr große Unbestimmtheit in seinem Ausdrucke nicht entgehen. Alle Augenblicke müssen wir fragen: an welche Stelle aus den Schriften hat der Herr nur gedacht? ja: hat er überhaupt an eine bestimmte Stelle gedacht? Ich

lasse, wie ich es auch bisher that, alle Stellen außer Betracht, in denen der Herr nicht selbst redend eingeführt wird — so, um diese eine zu nennen, die gewiß sehr unklare Joh. 19, 28, wo vielleicht an Ps. 69, 22 gedacht ist —, es sind derer genug, in denen dies der Fall ist. Z. B.: Weil sonst die Schriften (Matth. 26, 56: „Die Schriften der Profeten") nicht erfüllt werden können (Matth. 26, 54. cf. Marc. 14, 49), darf Jesu Gefangennehmung nicht verhindert werden; des Menschen Sohn gehet hin, wie von ihm geschrieben stehet (Mark. 14, 21) — Luk. 22, 22 steht sehr charakteristisch: „wie es beschlossen ist" —; und auf daß alles vollendet werde, was geschrieben ist durch die Profeten von des Menschen Sohn, geht Jesus nach Jerusalm (Luk. 12, 31). Im hohepriesterlichen Gebet erklärt er, daß keiner von denen, die Gott ihm gegeben, verloren gegangen ist außer dem Sohne des Verderbens — „auf daß die Schrift erfüllet würde" (Joh. 17, 12). Auch seine Jünger hätten die Schriften also verstehen müssen: Im Gesetze Mosis, in allen Profeten und in den Psalmen ist von ihm geschrieben, daß er leiden mußte und so in seine Herrlichkeit eingehen (Luk. 24, 25–27 und 44 ff.).

Zur Erklärung von dem allen verweist man gar oft auf das bekannte Kapitel Jes. 53. Und daß dieses hier in Betracht kommt, spricht von selbst. Doch läßt sich auch hieraus nicht alles erklären. Darum erscheint es mir auch als unnütze Arbeit, zu fragen, welche besonderen Schriftstellen der Herr bei der einen oder anderen Gelegenheit wird im Auge gehabt haben. Auch bei Joh. 7, 38, wo der Herr scheinbar ein Zitat gibt, das aber im Alten Testamente nirgends nachzuweisen ist, wäre das vergebliche Mühe. Joh. 2, 22 gibt hier den einzig richtigen Fingerzeig.

Der Evangelist sagt da, daß die Jünger, als Jesus auferstanden war, in der Erinnerung an das, was er ihnen gesagt hatte, Glauben faßten sowohl an die Schrift als auch an sein Wort. Mit anderen Worten: sie beginnen einzusehen, daß die Schrift und Christus sozusagen einander decken, einander ergänzen, Typus und Erfüllung sind.

Resultat: Einerseits hat Jesus überall in den Schriften sein Bild gesehen. Sie waren ihm ohne ihn nicht „fertig“. Ich glaube, die Schriften werden nie mit mehr unmittelbarer Anwendung auf den Leser selbst gelesen und durchstudiert worden sein als von dem Herrn: Was nach Ausweis der Schriften Gott zu verschiedenen Zeiten und auf mancherlei Weise in und mit dem israelitischen Volke gethan hat, an sich selbst sieht er es erst zur vollen Verwirklichung herangereift; was verheißen war, wird, sei es auch in eine oft andere Sphäre übertragen, jetzt Wirklichkeit; die Gegensätze, die auch früher vorhanden waren, entwickeln sich jetzt zu straffster Spannung; was Israel sein sollte, Jesus ist sich bewußt, es wirklich zu sein; er ist der Messias, der Menschensohn, derjenige, der da kommen soll, — Gottes Ratschluß ist in ihm erfüllt.

Und andererseits: wer in die Schriften sich vertieft, der kann nicht zweifeln und noch viel weniger sich daran ärgern (cf. auch Luk. 7, 23 in Verbindung mit dem Vorhergehenden), daß der Weg geht „durch Leiden zur Herrlichkeit“. So war's ja auch bei Israel, so bei allen, die in Israel von Bedeutung waren, so muß es auch bei Christus sein. Die ganze Schrift weiß es nicht anders, predigt's ausdrücklich. Sich diesem Schicksal in irgend einer Beziehung entziehen zu wollen, hieße: sie dementieren,

hieße: einen andern Weg eigenmächtig sich erwählen wollen als den überall von und in den Schriften vorgezeichneten, hieße: Gottes Absichten durchkreuzen wollen, hieße: die Schrift auflösen, statt sie zu erfüllen. Keinen Augenblick hat Christus das gewollt. Der in der Schrift vorgezeichnete Weg war für ihn der Weg Gottes, also der einzige Weg.

Hierin liegt die definitive Antwort auf die Frage, was die Schriften ihrem Inhalte nach für den Herrn gewesen sind. Ich darf wohl alles Gesagte zusammenfassen in den Satz: sie waren ihm das Wort Gottes und als solches auch Spiegel und Prüfstein seines eigenen Seins.

Ich gehe nun über zu der Frage:

III. Was ist ihm das Alte Testament als geschichtlich litterarische Erscheinung gewesen?

Für unsern Zweck ist aber nicht das das Wesentliche, ob der Herr über Ursprung und Zusammensetzung, Alter und Verfasser der „Schriften" überhaupt bestimmte Vorstellungen gehabt hat. Die Hauptfrage ist die, ob, gegebenen Falls, diese Vorstellungen auch noch für unsere Zeit als normativ zu gelten haben. Von der Beantwortung macht der Christgläubige sein Urteil über Recht oder Unrecht, über die Freiheit und die Selbständigkeit der wissenschaftlichen, isagogisch-historischen Untersuchung abhängig. Es müßte für ihn ja von entscheidender Bedeutung sein, wenn die Vorstellung, die der Herr von den Schriften des Alten Bundes bezüglich ihrer äußeren Form gehabt hat, wirklich so untrennbar verbunden wäre mit der Art, wie er sie verwendet, daß das Letzte mit dem Ersten stehen

und fallen müßte. Wir fragen deshalb: Da der Herr so ganz in und aus den Schriften lebt, tritt er darum auch auf, will er darum auch gelten als Autorität in wissenschaftlichen, also ihre äußere Erscheinungsform betreffenden Fragen?

Jesu prinzipielle Stellung zu den wissenschaftlichen Fragen des A. T.

Mir kommt es vor — ich zögere nicht, es auszusprechen — als ob dies zu behaupten, so gut es auch gemeint sein mag, im Grunde eine Erniedrigung, fast möchte ich sagen: eine Beleidigung des Herrn ist. Es wäre ein wenigstens teilweises Übertragen seiner Bedeutung von dem Gebiete, wo sich alles dreht um Leben, Errettung und Seligkeit, auf ein ganz anderes und für diese Dinge neutrales Gebiet, wo bloß Fragen wissenschaftlicher Art verhandelt werden. Ist der göttliche Heiland ein Arzt gewesen, der sich in Erörterungen einläßt und Aufschluß giebt über theoretische Fragen der medizinischen, pharmazeutischen oder anatomischen Wissenschaft? Darf man etwa die Wahrheit des Copernikanischen Systems anfechten mit der Berufung auf das Herrenwort: „Gott läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute"? oder das Studium des Wachstums der Pflanzen für überflüssig erachten, weil Jesus gesagt hat, daß Gott die Lilien des Feldes mit einer Herrlichkeit bekleidet, größer als die Salomos gewesen ist? Jesus hat kein Richter sein wollen in Fragen des täglichen Lebens (Luk. 12, 14) und kein politischer Reformator (Joh. 6, 15), und er ist ganz gewiß auch kein Lehrer der Isagogik. Nichts deutet darauf hin, daß der Hei-

land uns über diese und ähnliche Fragen je etwas hat mitteilen wollen. Er hat sich nirgends darüber ausgesprochen, nie eigens damit eingelassen. Er war in solchen Dingen ein Kind seiner Zeit und seines Volkes.

Aber, muß man dann nicht annehmen, daß der Herr sich in diesem oder jenem Punkte „geirrt" hat? Und hat das nicht schwere religiöse Bedenken? Meine Antwort lautet: Hier kann keine Rede sein weder von „irren" noch von „nicht-irren". Der Herr schloß sich einfach an das an, was er in seiner Umgebung als gewöhnliche Tradition und allgemein anerkannte Anschauung vorfand. Das that er sowohl in seiner Kleidung wie in seiner Sprache, in seiner orientalischen Lebensweise wie in seiner Naturbetrachtung, kurz in allem, was zu der menschlichen Seite seiner Existenz gehörte — und dazu gehört auch das Gebiet menschlicher Wissenschaft. „Akkommodation" nennt man das wegwerfend. Das Wort hat keinen guten Klang. Auch ich will davon nichts wissen — außer in dem *einen*, unbeschreiblich hohen Sinn, in dem es auch Johannes gelten läßt, wenn er schreibt: „Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns". Aber damit will ich dann auch vollen Ernst gemacht haben: mit dem „Wort", aber auch mit dem „Fleisch"; und auch für die Frage, die uns jetzt beschäftigt, wünsche ich die Konsequenzen davon zu ziehen. Der aus dem Himmel gekommen ist, um uns mit Gott zu versöhnen, spricht in den Dingen des gewöhnlichen irdischen Lebens — und dazu gehört auch die formale Seite der Kenntnis des Alten Testamentes — die Sprache seiner irdischen Umgebung, seiner Zeit und seines Volkes. Er schwebt nicht in unnahbarer Ferne über den Häuptern der

Menschen, sondern er lebt mitten unter ihnen. Der Ewige wird Kind der Zeit. Jesus hatte Besseres, oder eigentlich richtiger: ganz Anderes zu thun als sich abzugeben mit und den Menschen Belehrung zu geben über Fragen, die in den Schulen verhandelt werden und für den Mann von Fach ja höchst wichtig sein mögen, aber für das Leben der Seele unfruchtbar und gegenüber seinem Lebenswerk so verschwindend klein, ja selbst kaum erwähnenswert sind.

Was sich aber indirekt aus den Worten des Herrn für die Lösung unserer Frage gewinnen läßt, soll die folgende Untersuchung zeigen.

Jesus und der alttestamentliche Kanon.

Man sagt, der Heiland habe dasselbe Alte Testament vor sich gehabt als wir. Im wesentlichen vollkommen wahr; nur bedenke man, daß, was die Form betrifft — und diese ist hier nicht ganz bedeutungslos — unsere Übersetzungen beträchtlich von dem hebräischen Text abweichen. Vor allem gilt das von der Unterscheidung in drei Gruppen, welche die gewöhnlichen Übersetzungen nach dem Beispiel der griechischen und lateinischen Bearbeitung leider völlig haben verloren gehen lassen trotz ihrer ausgesprochenen Tendenz auf Wiederherstellung des Ursprünglichen. Diese drei Gruppen sind, wie bekannt, das Gesetz, d. i. die fünf Bücher Mosis, wie ich eben erst sagte: eigentlich die Bibel en miniature; die Profeten, wozu gehören: Josua, Richter, Samuel, Könige, Jesaja, Jeremia, Ezechiel und das Zwölfprofetenbuch; und die (scil. anderen heiligen) Schriften. Der Umfang des letzten Sammelwerks ist aber bloß mit relativer Sicherheit abzugrenzen,

wie ja schon die Bezeichnung „Ketubim“ an einer gewissen Unbestimmtheit leidet. So wurde z. B. noch geraume Zeit nach Beginn unserer Zeitrechnung das Buch Esther keineswegs allgemein als heilige Schrift anerkannt. Das Zeugnis des Bischofs Melito von Sardes, der in seinem Brief an Onesimus eigens deshalb nach Palästina gereist zu sein erklärt, um womöglich in dem Lande selbst den Kanon der Juden authentisch festzustellen, läßt über diesen Punkt keinen Zweifel übrig. Wie nun der Herr und die Seinen zu dieser Frage standen, weiß man einfach nicht. Dasselbe gilt auch von anderen Büchern. Daß die, welche in der griechischen Übersetzung Aufnahme gefunden haben, obwohl sie im hebräischen Original nicht stehen, von dem Herrn prinzipiell aus dem Kreis der Hagiographen und damit aus dem Bereiche des alttestamentlichen Kanons ausgeschlossen worden sein sollten, ist möglich, aber nicht zu beweisen und meiner Ansicht nach auch nicht wahrscheinlich. Wenigstens ist ihre Nichterwähnung kein Beweis. Außer Obadja und Nahum, die aber als Bestandteile des Zwölfprofetenbuches nicht einzeln in Betracht kommen, werden ja auch Esra, Nehemia, Hohelied, Prediger und Esther im Neuen Testamente nicht gebraucht. Das letztere ist noch darum von Bedeutung, weil auch über die Kanonizität von Hohelied und Esther bis selbst in das zweite Jahrhundert nach Christus noch Meinungsverschiedenheit bestand. Aus Jesu Worten läßt sich weder direkt noch indirekt ein Beitrag zur Lösung dieser Streitfrage gewinnen.

Nur soviel ist sicher: Auch für den Herrn waren die beiden ersten Gruppen die wichtigsten Bestandteile der Bibel. Er nennt sie Matth. 5, 17; 7, 12; 22, 40; Luk. 16

16, 29, 31; 24, 27. Dagegen steht in Matth. 11, 13, der Parallele von Luk. 16, 16, in einigermaßen befremdender Reihenfolge: „alle Profeten und das Gesetz.“ Daß bei Lukas mit bloß einer Ausnahme regelmäßig gesprochen wird nicht von dem „Gesetz“, sondern von „Moses“, — auch einmal: von dem „Gesetze Mosis“ (Kap. 24, 44) — macht natürlich keinen Unterschied. Ich erinnere an 2. Kor. 3, 15: „wenn Moses gelesen wird“: auch der Herr denkt bei den angeführten Stellen nicht an die Person, sondern an das nach ihr benannte Buch. „Gesetz und Profeten“ erscheinen als fast gleichwertiger Ersatz für „die ganze heilige Schrift.“ Als Profetenbuch führt der Herr allein den Jesaja an, benutzt aber auch gelegentlich mit ausdrücklicher Namensnennung das Buch Jona's und ohne Namensnennung Stellen aus Samuel, Könige, Jeremia, Hosea, Joel, Micha, Zacharia und Maleachi.

Das Vorhandensein einer eigentlichen abgeschlossenen dritten Gruppe heiliger Schriften neben „Gesetz und Profeten“ zu der Zeit Jesu läßt sich aus dem neuen Testamente nicht belegen. Wohl werden Luk. 24, 14 noch die „Psalmen“ genannt. Man kann aber nicht beweisen, und an und für sich ist es auch unwahrscheinlich, daß darunter — pars pro toto — die ganze dritte Gruppe verstanden werden muß. Immerhin ist gewiß, daß der Begriff „Schriften“ für Jesus mehr umfaßt als Gesetz und Profeten. So zitiert er in Matth. 21, 42 den 22. Vers des 118. Psalmes als Bestandteil der „Schriften“ — in der Markus-Parallele steht: „Habt ihr diese „Schrift“ nicht gelesen?“ —; so sagt er im Blick auf Ps. 41, 10, daß auch diese „Schrift“ erfüllt werden muß (Joh. 13, 18) und

verwendet mit oder ohne weiteren Zusatz noch verschiedene andere Psalmstellen. Auch das Wort „Gesetz“ selbst wird von dem Herrn einigemale in erweitertem Sinne zur Bezeichnung der ganzen heiligen Schrift gebraucht, und zwar im Johannesevangelium. So heißt es z. B. Joh. 10, 34 von einem Wort aus Psalm 82, 6, daß es geschrieben steht „in eurem Gesetz“ und unmittelbar darauf folgt, daß die „Schrift“ (d. h. keine einzige Schriftstelle) nicht gebrochen werden kann. Ebenso wird in Joh. 15, 25 ein Spruch aus Ps. 69, 5 oder 35, 19 als „in ihrem Gesetz geschrieben“ angeführt. Hiermit steht es auf gleicher Linie, wenn die Menge Joh. 12, 34 erklärt, aus dem „Gesetz“ gehört zu haben, daß Christus ewiglich bleibe (falls hier an bestimmte Stellen gedacht ist, müßten das etwa Stellen sein wie 2. Sam. 7, 13; Ps. 89, 30, 37; 110, 4; Jes. 9, 6 und ähnliche), oder wenn 1. Kor. 14, 21 eine Warnung aus Jesaja 28, 11 eingeführt wird mit der Formel: „im Gesetz stehet geschrieben“, und wenn Matth. 13, 35 der Evangelist Ps. 78, 2 als „durch den Profeten“ verheißen zitiert. Schließlich kommen für Feststellung des Kanons zu Jesu Zeit und für den Umfang der von ihm selbst als solche anerkannten „Schriften“ auf jeden Fall noch das Buch Daniel (cf. Matth. 24, 15 ff.) und die Chronik (cf. Matth. 23, 35) in Betracht.

Die letzte Stelle ist für unsere Frage noch in anderer Hinsicht von Bedeutung. Jesus spricht da von all dem unschuldigen Blut, das vergossen ist von Abel bis zu Zacharia, der getötet wurde zwischen Tempel und Altar. Bei Matthäus heißt dieser Zacharia ein Sohn Berechja's, (cf. Jes. 8, 2). Das kann nur ein Misverständnis sein

wie ja auch dieser Zusatz bei Lukas (Kap. 11, 51) fehlt. Für uns verständlich wird das Wort des Herrn nur, wenn wir an die Erzählung von 2. Chron. 24, 21 denken, wie Zacharia, der Sohn Jojada's durch König Joas im Vorhof des Tempels getötet wird. Man muß dann, wie ja auch allgemein geschieht, annehmen, daß Jesus ihn erwähnt als den letzten, von dessen Ermordung die Bibel berichtet, und der die mit Abel begonnene Reihe beschließt. Diese Annahme setzt dann voraus, daß, wie es noch heute in der hebräischen Bibel ist, so schon in Jesu Tagen die Chronik als das letzte Buch galt.

Jesus und die biblische Chronologie.

So aufgefaßt, ist Matth. 23, 39 zugleich ein treffendes Beispiel für die Art und Weise, wie Jesus in formaler Hinsicht beim Gebrauch seiner Bibel sich nicht hält an den geschichtlichen Thatbestand und Zusammenhang, sondern einfach anknüpft an ihren faktisch vorliegenden, sozusagen litterarischen Inhalt. Nicht geschichtliches, sondern religiöses Interesse leitet ihn. Ich nenne gleich als weiteres Beispiel Matth. 11, 12 f., Luk. 16, 16.

Was es besagen will, daß das Himmelreich „Gewalt leidet", und daß die „Stürmer" es an sich reißen (Matth.), oder daß das Reich Gottes gepredigt wird und jedermann ihm Gewalt anthut (Lukas), brauche ich hier nicht zu untersuchen. Deutlich sind diese Worte nicht. Was nun damit gesagt sein soll, das geschieht „von den Tagen Johannis des Täufers bis hierher", und zwar darum weil „das Gesetz und die Profeten gehen bis auf Johannes" (so Lukas) oder „alle Profeten und Gesetz geweissagt

haben bis auf Johannes" (so Matthäus).[1]) Zum Verständnis dieser Worte müssen wir den Context bei Matthäus heranziehen: Jesus sagt da Vers 14, in Johannes dem Täufer sei, wenn man es annehmen wolle, Elias erschienen, der längst verheißene (cf. Matth. 17, 10—13). Er spielt damit an auf Mal. 4, 5 und identifiziert in Vers 10 mit dem dort angekündigten Elia den Engel des Herrn, der nach Mal. 3, 1 vor Gottes Angesicht (Matthäus hat: „vor deinem Angesicht") den Weg bereiten soll. Auch das geht auf Johannes den Täufer. Der Herr will also sagen: Gesetz und Profeten führen bis zu Johannes dem Täufer: d. h. das Letzte, was darin steht, handelt über ihn (daher nun seit den Tagen Johannis die gesteigerte Erwartung auf die messianische Erfüllung und das gewaltthätige Herbeizwingenwollen der Vollendungszeit).

In beiden Fällen ist Jesu Exegese nicht einwandfrei. Gelehrtes Schulstudium über die Schriften hat er eben nie getrieben, weder nach Art der damaligen Schriftgelehrten noch natürlich nach Art der gegenwärtigen Wissenschaft. Seine Zeitgenossen halten ihm das ja vor, und Jesus widerspricht nicht (Joh. 7, 15 ff.). Er nimmt die heiligen Bücher einfach als etwas thatsächlich Gegebenes hin. Wenn die Zeitfolge berücksichtigt wird, kann man gewiß nicht Zacharia als den letzten Märtyrer des Alten Testamentes zitieren. Da ist ja in der vorexilischen Zeit z. B. noch Uria, von dem Jeremia im 27. Kapitel berichtet; und wer zählt vollends die der nachexilischen Zeit? Außerdem erinnert Jesus selbst an anderer Stelle (Matth. 5, 12; 23, 29 ff.)

[1]) Ob und welcher Unterschied zwischen dem μέχρι des Lukas und dem ἕως des Matthäus besteht, lasse ich hier unberücksichtigt.

daran, daß Israel seine Profeten getötet hat und gesteinigt, die zu ihm gesandt wurden. Sind das nicht auch Märtyrer? Wie kann er denn Zacharia deren letzten nennen, während doch all die großen Profeten, ein Amos, Jesaja, Jeremia u. s. w. nach ihm gelebt haben? Die Antwort ist nicht schwer: Historisch-chronologisch mag Zacharia nicht der letzte gewesen sein — daran stößt sich der Herr nicht, — aber in der Bibel wird er an letzter Stelle genannt. Und nun ist das der Sinn: Man mag die Bibel aufschlagen, wo man will, von der ersten bis zur letzten Seite, überall spricht sie von unschuldig vergossenem Blut. Läge denn sonst in diesem Zusammenhang eine Veranlassung vor, von Abels Tod zu sprechen? — Ähnlich verhält es sich mit der anderen Stelle. Aus Matth. 11, 10, 13 f. läßt sich nicht etwa der Beweis herausklauben, daß Maleachi als letzter der Profeten gelebt und gewirkt hat. Weder die Geschichte noch die Chronologie ist für des Herren Wort maßgebend, es schließt sich einfach an an die äußere Form der Bibel. Und es ist in dem erwähnten Falle nicht anders zu verstehen, als wenn wir z. B. sagen würden: „Die Bibel von Gen. 1 bis Offenb. 22 ist das Werk von Jahrhunderten", ohne damit im geringsten behaupten zu wollen, daß in der Bibel keine älteren Stücke seien als Gen. 1 oder keine jüngeren als Offenb. 22. Außerdem aber scheint das „bis hierher" in Matth. 11, 12 der oft wiederholten nachdrücklichen Berufung des Herrn auf das Zeugnis der Schriften für ihn zu widersprechen, der doch nach Johannes auftrat. Wie kann er dann hier sagen, daß sie weissagen, „bis auf diesen?" Die Sachlage ist die:

Der Herr denkt hier nicht an die Gesamttendenz der profetischen Verkündigung, ebensowenig wie an einzelne Epochen ihrer Geschichte, sondern allein an die unleugbare Thatsache, die er nun nicht weiter untersucht, kritisiert oder erklärt, aber die er sicher auch nicht für ein Spiel des Zufalls hält, daß der letzte Gedanke, fast das letzte Wort, welches der Leser des Profetenbuches mitnimmt, lautet: „Der Wegbereiter kommt." Dieser Gedanke an dieser Stelle ist ihm von Gott. Aber bei der kritischen Analyse des Buches Maleachi muß man sich fragen, ob die drei letzten Verse wirklich von demselben Verfasser herrühren wie das Übrige und nicht viel eher ein kurzer Zusatz von der Hand dessen sind, der das Zwölfprofetenbuch gesammelt und redigiert hat. Gesetzt, diese Vermutung bewahrheite sich: verliert infolge der sogenannten Unächtheit dieser drei letzten Verse die Beweisführung des Herrn etwas von ihrem Gewicht?

Jesus und die Pentateuchkritik.

Eine der meistumstrittenen Fragen ist die Pentateuchfrage. Bei dem gegenwärtigen Stande der Untersuchungen können wir nicht mehr annehmen, daß der Pentateuch „von Moses" ist und die darin niedergelegten Gesetze von seiner Hand herrühren. Nach unserer Ansicht ist der Pentateuch nichts weniger als ein einheitliches Werk; seine Bestandteile sind aus verschiedenen Jahrhunderten gesammelt, tragen verschiedenes Gepräge und sind in verhältnismäßig später Zeit kunstvoll mosaikartig zusammengesetzt. Jeder dieser Bestandteile enthielt ursprünglich das „Gesetz Mosis", wie es in einer bestimmten Zeit, vielleicht auch in bestimmtem Kreise teilweise

unter profetischem Einflusse geworden und sich Geltung verschafft hatte. Darum erhielt auch das ganze Werk denselben Namen.

Von dieser vollendeten Thatsache geht nun Jesus, wenn ich so sagen darf, in aller Natürlichkeit (Naivetät) aus. Sonst würde er gar nicht verstanden; im ersten Jahrhundert konnte er nicht die Sprache des neunzehnten sprechen. Ohne Bedenken gebraucht er darum, wie wir bereits sahen, wenigstens nach Lukas in seinen Reden den Namen „Moses" mehr als einmal gleichbedeutend mit „das Gesetz". Mehr noch. In „dem Gesetze Mosis" finden sich Bestimmungen über das Reinigungsopfer des Aussätzigen (Levit. 14, 2 ff.), die Verpflichtung, einen Scheidebrief zu geben (Deut. 24, 1). Es ist nicht mehr als natürliche selbstverständliche Konsequenz der Lebensverhältnisse des Herrn, daß er ebensogut wie seine Gegner dergleichen Bestimmungen Moses zuschreibt (Matth. 8, 4: „Opfere die Gabe, die Moses befohlen hat!" Matth. 19, 8: „Moses hat euch erlaubt"; Joh. 5, 46: „Moses hat von mir geschrieben"). Das ist nun nicht, was wir ein „historisches Urteil" nennen, und es ist ein Misbrauch, es als solches zu verwerten. Für Jesus bestehen die Fragen, die uns jetzt beschäftigen, eben so wenig als für seine Zeitgenossen. Damit ist nicht gesagt, daß die später aufgetauchten Fragen unmotiviert, oder daß die Antworten, die man im 19. Jahrhundert darauf gefunden hat, per se unrichtig seien, sofern sie sich nicht mehr decken mit den Vorstellungen des 1. Jahrhunderts; sondern nur, daß weder Frage noch Antwort für den Zweck des Herrn etwas austrägt. Eigentlich ist das auch leicht zu begreifen.

Nicht auf die Person des Gesetzgebers, außer soweit sein Name als Ausdruck der höchsten Autorität galt, sondern auf das mit Autorität bekleidete und als solches anerkannte Gesetz selbst kommt es dem Herrn bei allem an, was er davon sagt.

Ein charakteristischer Beleg für diese Behauptung ist die Verschiedenheit zwischen den drei synoptischen Evangelien bei der Mitteilung des Gespräches mit den Sadduzäern über die Auferstehung. Lukas (Kap. 20, 37) läßt den Herrn sagen: „Daß die Toten auferstehen, hat auch Moses angedeutet bei dem Busch, da er den Herrn heißt den Gott Abrahams und den Gott Israels und den Gott Jakobs.“ Markus hat (Kap. 12, 26): „Habt ihr nicht gelesen im Buche Mosis, bei dem Dornbusch, wie Gott zu ihm gesprochen hat?“ Matthäus endlich (Kap. 22, 31) nennt den Namen Moses überhaupt nicht. Die größte Ungenauigkeit zeigt der Lukasbericht, denn das angeführte Wort aus Exod. 3, 6 wird ursprünglich als ein Wort nicht von Moses, sondern von Gott selbst mitgeteilt. Und doch, Moses wird als Schreiber gedacht, darum diese Form des Zitats. Bei Markus haben wir einen einfachen Hinweis auf die Quelle, die mit dem gebräuchlichen Namen angeführt wird. Matthäus läßt Jesus einfach den Inhalt dessen wiedergeben, worauf es ankommt, nämlich daß nach einer bekannten Bibelstelle Gott gesagt hat ꝛc. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß nach Markus Gott es zu Moses gesagt hat, während Matthäus — und beide berichten das als Worte Jesu! — schreibt: „Habt ihr nicht gelesen, was euch gesagt ist von Gott?“ Scheint es nicht fast, als sollte dadurch absichtlich so deutlich als möglich gemacht werden, daß es sich hier überall nicht handelt um die

Geschichte als solche, noch um die Person, die sie niedergeschrieben, sondern allein um das Wort selbst, das da nun einmal steht, und das sowohl von dem Herrn als auch von seinen Gegnern als Gottes Wort anerkannt wird? Büßt die Stelle nun etwas von ihrer Autorität ein, wenn, wie die kritische Forschung behauptet, Exod. 3 thatsächlich nicht von Moses, sondern vermutlich erst im 9. Jahrhundert geschrieben ist?

In derselben Weise müssen wir — um das hier gleich beizufügen — die Zitate aus dem Buch Jesaja betrachten. Die zwei Stellen, die der Herr in solcher Ausführlichkeit — allerdings sehr frei — als von Jesaja gesprochen anführt: Jes. 6, 9 f. und 29, 13 (Matth. 13, 14 f. u. 15, 7 ff.), sind, ich möchte fast sagen: zufällig, Stellen, deren Echtheit unbestritten ist. Sollte das in der That von Bedeutung sein? In der Synagoge zu Nazareth gibt man ihm „das Buch des Profeten Jesaja" (Luk. 4, 17) und der Herr liest daraus vor, was wir nun finden bei Jes. 61, 1 ff. Ist sein „Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren" (V. 21) weniger wahr, wenn mit Recht geltend gemacht wird, daß dieses „Buch des Profeten Jesaja" nur zu einem verhältnismäßig kleinen Teile aus dem 8. Jahrhundert herstammt, und daß z. B. der von dem Herrn verlesene Teil einem Deutero-, vielleicht gar einem Trito-Jesaja zuzuweisen ist? — Joh. 6, 45 wird Jes. 54, 13a eingeführt als „geschrieben in den Profeten"; ebenso Jes. 56, 7b in auffallender Kombination mit Jer. 7, 11 in Matth. 21, 13: hat es für die Absicht des Herrn etwas zu sagen, wann und von wem diese Worte geschrieben sind? Und leidet die Wahrheit der Zitate in Joh. 7, 38, 40 not unter der An-

erkennung, daß die beiden Jesajaworte nicht von einer Hand sind?

Jesus und die biblische Geschichte.

Man wird mir einwenden: Gut, aber — um auf das Gespräch mit den Sadduzäern zurück zu kommen — dann muß doch feststehen sowohl, daß Gott die aus Exod. 3, 6 zitierten Worte gesprochen hat als auch in notwendiger Folge davon, daß Abraham, Isaak und Jakob wirklich existiert haben, und — viele Kritiker leugnen gegenwärtig auch das. Damit kommen wir auf ein ganz anderes Gebiet. Es ist meiner Ansicht nach einer der größten Fehler bei der wissenschaftlichen Erforschung des Alten Testamentes, daß man, ohne sich selbst klar darüber zu werden, unvermittelt von isagogischem auf historisches Gebiet überspringt. Natürlich beide hängen zusammen; ich denke nicht daran, das zu leugnen; aber beide dürfen nicht mit einander vermengt werden. Im allgemeinen muß man erst wissen, was von den Quellen zu halten ist, ehe man über das urteilt, was darin mitgeteilt wird. Doch ist damit die Sache noch lange nicht erledigt. Ich erinnere an die erste These meines Vortrags über „Bibelstudium und Bibelgebrauch“: „Ein historisch-kritisches Urteil über einen Bericht entscheidet noch nicht über Geschichtlichkeit oder Ungeschichtlichkeit der berichteten Thatsache; sind auch alle Berichte über die Gründung Roms in das Reich der Legende zu verweisen, Rom ist darum doch gegründet.“ [1])

---

[1]) Toespraken, gehouden in verschillende jaren by de opening der Academische lessen door D. Valeton jr., Hoogleeraar. Nymegen. Ten Hoet 1892, S. 49 f., cf. „Pastoralblätter“ XXXV, S. 489.

Um Misverständnissen vorzubeugen, erkläre ich von vornherein, daß ich die Stellung derer teile, die in den Erzählungen von den Erzvätern noch etwas anderes sehen als Geschichte im strickten Wortsinn. Auch hier müssen wir für eine wissenschaftliche Besprechung einen Unterschied machen zwischen den verschiedenartigen Bestandteilen. Nicht alle diese Erzählungen haben denselben Charakterzug oder stehen auf gleicher Linie. Im allgemeinen sind sie Predigt, plastische Darstellungen der idealen Vorstellungen von Israels religiöser Entwicklung, in denen man zur Zeit der großen Profeten lebte, und spiegeln die Gotteserkenntnis der damaligen Zeit wieder. Daneben enthalten sie viel Stammesgeschichte, suchen spätere Zustände und Verhältnisse zu erklären und übertragen auf den Erzvater, was sich in Wirklichkeit in mehr historischer Zeit zugetragen hat. Mit einem Wort: auch nach meiner Überzeugung geben sie oft mehr Personifikation als Persongeschichte. Doch möchte ich damit die wirkliche Existenz dieser Männer noch nicht bestritten haben. Ich weiß auch keinen vernünftigen Grund dafür, warum in solchen profetisch-poetischen Erzählungen nicht wirkliche Erinnerungen an die Vorzeit erhalten sein sollen, selbst direkt zu Grunde gelegt sein können und ebenso wenig, warum z. B. die Abkunft der israelitischen Stammväter aus Mesopotamien, ihre Niederlassungsversuche in Palästina und ihre endliche dauernde Ansiedlung in Egypten auch in der Hauptsache absolut unhistorisch sein müssen. Und was den anderen Punkt, das Sprechen Gottes, betrifft: wer, wie ich an Christus glaubt, kann kein prinzipielles Bedenken haben gegen die Vorstellung, daß Gott sich dem Moses oder, wem man nun will, offenbart hat. Mir ist

wenigstens unter all den „natürlichen“ Erklärungsversuchen für die Thatsache, wie Israel an Jahwe haben konnte, was es an ihm hatte, kein auch nur halbwegs befriedigender zu Gesicht gekommen. Israels Glaube an Jahwe, wie wir ihn — ich will nicht sagen: bei der Masse des Volkes, aber doch — bei seinen großen Männern finden, auch der Charakter der biblischen Erzählungen, bleibt mir ein Rätsel sobald man nicht rechnet mit dem Sich-selbst-bekannt-machen Gottes (Exod. 3 und 6).

Ich hielt diesen Exkurs für nötig, füge aber gleich bei, daß er direkt nichts zur Entscheidung der Frage beiträgt, die uns jetzt beschäftigt. Ich gebe offen zu, daß Jesus, wenn er Erzählungen des Alten Testamentes bespricht oder in seine Reden einflicht, ebenso wie seine Zuhörer stillschweigend von der Historizität dieser Erzählungen ausgeht. Das gilt wie von den Erzählungen aus dem Leben David's, Salomo's, Elia's, Elisa's, ebenso gut von denen aus der Zeit Mosis (u. a. Joh. 3, 14), der Erzväter (ich denke z. B. an die Erwähnung der Verwüstung von Sodom und Gomorrha Matth. 10, 15), Noahs u. s. w. Einen Unterschied zwischen Erzählungen, deren Geschichtlichkeit für uns feststeht, und anderen, bei denen dies nicht der Fall ist, dürfen wir dabei nicht machen. Aber wir dürfen auch keinen Schritt weiter gehen. Ebensowenig als in den vorher genannten Stellen ist es ihm bei einer dieser Geschichten um die Geschichte als solche zu thun. Ihm genügt es, daß sie in der Bibel stehen. So sind sie ihm das Lehrmaterial, das er nötig hat. So verwertet er sie und wird von seinen Hörern verstanden.

Ich beschränke mich in der näheren Ausführung auf

die am meisten in die Augen fallenden Stellen und komme zunächst nochmals auf das Gespräch mit den Sadduzäern zurück.

Jesus fragt, ob man nicht gelesen hat — ich halte mich nun ausschließlich an den Text des Matthäus, aber auch bei den anderen Lesarten kommt es auf dasselbe hinaus —, was gesprochen ist von Gott, da er sagt . . . (folgt Exod. 3, 6). Thut er da etwas anderes als die Erzählung acceptieren in der Form, in der sie ihm vorliegt, um dann daraus seine Lehre zu ziehen? Und er thut's in aller Einfachheit und schlichter Natürlichkeit. Die Absicht, die ihn dabei leitet, ist nicht ein historisches Interesse an der Feststellung der erzählten Begebenheit. Jede Nebenabsicht liegt ihm fern; er will einfach — und deshalb dürfen wir auch keine andere Frage hereinziehen — Leute, bei denen Zweifel an der Glaubwürdigkeit auch dieser Erzählung nicht auftauchen können, an der Hand des Erzählten etwas lehren, was auch unabhängig davon für ihn unerschütterlich feststeht. Diese Menschen verneinen die Auferstehung, und doch sie zweifeln nicht daran, daß Gott gesagt hat, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs zu sein. Welch eine Thorheit! welch ein Mangel an tiefer Gotteserkenntnis! aber auch welch eine armselige Auffassung dieses Schriftwortes! Darum das: „Ihr irret, weil ihr weder die Schriften kennet noch die Macht Gottes." Als ob Gott ein Gott der Toten wäre! als ob Menschen, mit denen er einmal in Beziehung steht, nicht lebten, d. h. ewiges Leben hätten! Als ob man, wenn man das Erste glaubt, nicht notwendig auch das Zweite annehmen müßte! Nun hat sie der Herr, wo er

sie haben will. Sie berufen sich auf die Schriften, speziell die Forderung der Leviratsehe in Deut. 25, 5. Gut, mit denselben Schriften sollen sie widerlegt werden; nichts weniger, aber auch nichts mehr als das will der Herr. Laßt uns nun einen Augenblick annehmen — mein Standpunkt ist das nicht —, es ließe sich jetzt noch im 19. Jahrhundert thatsächlich feststellen, daß Abraham, Isaak und Jakob keine historischen Persönlichkeiten seien; ist darum die Schlußfolgerung Jesu' seine Widerlegung der Gegner, und was er sie lehren will bezüglich Gottes, des ewigen Lebens, ihrer eigenen Kurzsichtigkeit etwa weniger beweiskräftig, weniger göttlich?

Jesus und die Geschichtlichkeit seiner Schriftbeweise.

Ich bitte, zwei andere Stellen mit mir zu prüfen und zwar Matth. 12, 39–41 und Matth. 22, 41–45. Die erste handelt über Jona. Die Pharisäer bitten den Herrn um ein Zeichen. Jesus antwortet ihnen, es solle ihnen kein Zeichen gegeben werden außer dem dieses Profeten. Die Niniviten haben sich auf seine Predigt hin bekehrt. Sie werden am jüngsten Gericht die Zeitgenossen des Herrn verurteilen, wenn sie nicht auch Buße thun; denn siehe, hier ist mehr als Jona.

In parenthesi ein Wort über Vers 40! Das Zeichen will man finden in der Thatsache, daß Jona drei Tage und drei Nächte in des Fisches Bauch war. „Also wird des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte im Schoße der Erde sein." In dem parallelen Berichte Luk. 11, 29 f steht von dieser Ausdeutung nichts, während Markus (K. 8, 12) das Zeichen des Jona mit völligem Stillschweigen über-

geht. Auch abgesehen davon bleibt es immer noch auffallend, daß auch Matth. 16, 4 von dem Zeichen des Jona gesprochen wird ohne Bezugnahme auf den Fisch. Das Zeichen scheint hier genau wie bei Lukas in dem Auftreten und der Predigt des Profeten und der darauf erfolgten Bekehrung Ninives zu bestehen. Sollte das nicht auch Matth. 12, 39 ff. die Absicht des Herrn sein? Vers 40 muß dann als späterer Zusatz betrachtet werden. Eine große Schwierigkeit würde damit beseitigt. Man kann nämlich wohl sagen, daß Jesus am dritten Tage auferstanden ist; ebensowohl auch — nach der bekannten Redeweise, einen Teil des Tages für den ganzen Tag zu nehmen — daß er drei Tage im Grabe gewesen ist. Aber — wie man sagen kann, daß er drei Tage und drei Nächte im Schoße der Erde war, ist unbegreiflich. Es läßt sich bloß erklären aus Gedankenlosigkeit. Daß der Herr selbst so gesprochen haben soll, ist schlechthin undenkbar.

Doch, diese textkritischen Schwierigkeiten sind für unsern Zweck Nebensache. Die Hauptfrage ist auch hier wieder die, ob durch die Berufung auf das Zeichen Jona's durch den Heiland ein für allemal das Buch Jona als rein historische Schrift erwiesen ist. Meine Antwort ist, muß wieder sein: „Natürlich nicht!“ Auch hier haben wir nichts anderes als unbefangenes Acceptieren einer von allen Zeitgenossen geglaubten Erzählung, ohne daß die Frage, ob dieses Glauben berechtigt ist oder nicht, auch nur aus weiter Ferne an den Herrn herantritt. Als Mensch, als Israelit, als Kind seiner Zeit steht er mit seinen Hörern auf demselben Boden und gebraucht auf seine, d. i. göttliche Weise den gemeinschaft-

lichen Stoff. Schadet es nun etwas, wenn man, wie ich es thue, in dem Buche Jona eine in Erzählungsform gebrachte Predigt von der Barmherzigkeit Gottes gegen die Heiden sieht, die um so herrlicher ist, wenn sie geschrieben ist in einer Zeit, da man, wie in den letzten Jahrhunderten vor Christus — auch einzelne Psalmen legen Zeugnis dafür ab, und das Buch Esther giebt diesem Gefühl am kräftigsten Ausdruck — nur den Zorn und die Rache Gottes auf die Heiden herabrief? Man meine doch ja nicht, diese Auffassung von dem Buche Jona beruhe allein darauf, daß man das bezüglich des Fisches Erzählte für unmöglich hält. Man mag auch dagegen Bedenken haben, nicht am wenigsten im Blick auf Kapitel 2, aber die Hauptsache ist das doch nicht. Es gibt in Wirklichkeit in dem ganzen Buche keinen Abschnitt, fast möchte ich sagen: keinen Vers, der nicht von dem oder jenem Gesichtspunkte aus Alter und historischen Charakter des Buches verdächtig erscheinen läßt, sowohl wenn man es allein betrachtet, als wenn man es vergleicht mit dem, was von sonsther, auch aus dem Alten Testamente, über die Zeitverhältnisse bekannt ist, unter denen Jona, der Sohn Amittai's (Kap. 1, 1) gelebt haben muß (2. Kön. 14, 25). Ich kann das hier nicht ausführlich besprechen. So hoch dieses Buch als profetische Predigt steht, und als solche kann man es thatsächlich nicht leicht hoch genug stellen, so tief müßte es sinken, wenn es ursprünglich in der Absicht geschrieben wäre, Geschichte sein zu wollen. Nur bei oberflächlicher Betrachtungsweise kann man das verkennen. Aber gerade darum ist die Benutzung durch den Herrn so merkwürdig. Er setzt dadurch sein Siegel auf Geist und Tendenz dieser Schrift. Mit

Matth. 12, 39–41 bezweckt also der Herr nichts anderes, als wenn er zu Nazareth (Luk. 4, 25 ff.) von der nicht-israelitischen Witwe spricht, zu der Elias gesandt wurde und von dem nicht-israelitischen Naemann, den Elisa von seinem Aussatz heilte. Der Kern ist immer derselbe: Gottes Barmherzigkeit nimmt sich der Heiden an und sie bekehren sich, aber . . . wo bleibt Israel? — Ist nun, ganz abgesehen von dem mit Recht oder Unrecht bezweifelten historischen Charakter des Buches Jona den Zeitgenossen Jesu ein anderes „Zeichen“ gegeben, als das? Bleibt es nicht wahr, daß ein größerer, als Jona, nach der Zeichnung, die von diesem Profeten gegeben wird, unter ihnen aufgetreten ist? und ist es nicht wahr, daß sie darum doppelte Strafe verdienen?

An zweiter Stelle nannte ich Matth. 22, 41–45. In der Form zeigt das hier Erzählte bei Markus und Lukas kleine Abweichungen, der Inhalt wird davon nicht berührt. Die Schriftgelehrten sagen, Jesus sei der Sohn Davids. Jesus fragt: „Wie kann ihn denn David im Geist — dieser Zusatz fehlt im Lukasevangelium und dafür steht: im Buche der Psalmen — seinen Herrn heißen?“ Und dann folgt ein Zitat aus Psalm 110.

Jesus geht hierbei von der stillschweigenden Voraussetzung aus, daß, wie auch die Überschrift andeutet und sicher kein Hörer bezweifelt, in diesem Psalm niemand anders redet als David, der dabei den Messias im Auge hat. Wird eine dieser Voraussetzungen in Zweifel gezogen, so wird damit auch sicher die ganze Frage hinfällig. Braucht uns das aber irgendwie zu kümmern? Mir scheint viel-

mehr, wir können diesen Punkt ganz unbefangen prüfen, da das Resultat für die Wertung dieses Gespräches völlig irrelevant ist. Was will denn Jesus? Uns durch die Berufung auf Ps. 110 beweisen, daß Christus Davids Sohn und Davids Herr zugleich ist? Nichts von dem. Was er bezweckt, ist, die Schriftgelehrten mit einer schlagenden Argumentation ad hominem fühlen zu lassen, daß sie mit all ihrem Schriftstudium und mit all ihrem eingebildeten Wissen auch über den zukünftigen Messias (cf. Matth. 17, 10, Joh. 7, 41 f. u. a. m.) ratlos vor allerlei Fragen stehen, über die sie nie nachgedacht haben, und wobei sie all ihre Weisheit im Stiche läßt. Ob sie nun mit Recht oder mit Unrecht Ps. 110 dem David zuschreiben, ist eine Frage, die damals gar nicht denkbar war, die aus dem Geist des 19. Jahrhunderts geboren ist und mit den uns zugebote stehenden Mitteln beantwortet oder offen gelassen werden muß. Sie schreiben ihn einmal David zu; und gerade darum hätten sie sich des Rätsels bewußt werden müssen, das die Person des Messias ihnen vorlegt. Dann würden sie, vielleicht, in der Erkenntnis ihrer Unwissenheit, ein anderes Verhalten einschlagen gegenüber dem, der erklärte, der Christus zu sein. Das war sein Gedanke. Solch eine Stelle muß in ihrem ganzen Zusammenhang begriffen werden, nicht bloß litterarisch — daraus läßt sich hier nicht viel nehmen, — sondern auch historisch und psychologisch. Schon die Fragestellung selbst müßte uns darauf führen. Für uns kann die Gegenüberstellung „Sohn und Herr“ nicht dasselbe Gewicht haben, das sie für die Zeitgenossen Jesu hatte. In dem hebräischen Worte, das wir mit „Sohn“ übersetzen, liegt noch ein ganz besonders signifikanter Sinn.

Nicht weniger als Abstammung drückt es Abhängigkeit aus. Wie läßt sich nun damit die Thatsache vereinigen, daß — das gab man ja bereitwillig zu — David Ihn, den man Davids Sohn nannte, als seinen Herrn anerkennt, sitzend in Majestät zur Rechten Gottes? Welche Beweiskraft wohnt einem Glauben inne — diese Selbsterkenntnis will der Herr in ihnen wecken — in dem solche sich widersprechende Dinge vorkommen können, ohne daß man je einmal darüber nachgedacht hat? Nicht also um sie zu lehren, sondern um sie zu beschämen, stellt er seine Frage. Matthäus läßt darauf folgen: „Und niemand konnte ihm ein Wort antworten und wagte auch niemand von dem Tage an hinfort, ihn zu fragen.“ Den Schluß bildet bei den drei Evangelisten des Herrn gewaltige Strafpredigt gegen die Schriftgelehrten. So wird ein ungezwungener Zusammenhang gewonnen.

Gottes Wort in „unechten“ Büchern.

Es bleibt mir noch ein Punkt zur Besprechung übrig. „Unechte“ Bücher, sagt man, können nicht Gottes Wort enthalten. Darum eins von beiden: entweder hat sich der Herr im Gebrauch z. B. der Bücher Daniel und Deuteronomium geirrt, oder was darüber in unserer Zeit durchgängig gelehrt wird, ist unrichtig. Meine Antwort ist, daß man hier ausgeht von einer petitio principii, die sich auf die Reden des Herrn am allerwenigsten stützen kann.

Jesus zitiert Matth. 24, 15 das Buch Daniel und greift auch in den folgenden Versen — ebenso noch Kap. 25, 31; 26, 64 — beständig darauf zurück. Was in der ersten Stelle mit dem „Greuel der Verwüstung“

gemeint ist, ist unsicher. Auch der Wortlaut des hebräischen Textes (Dan. 9, 27, 12, 11) läßt an Deutlichkeit viel zu wünschen übrig und ist sehr strittig. Eigentümlich ist auch die Beifügung: „stehend an heiliger Stätte“, wofür Mark. Kap. 13, 14 liest: „wo es nicht sein soll“. Was ergibt sich nun, abgesehen von diesen exegetischen Schwierigkeiten für die Stellung Jesu zum Buche Daniel? Und welcher Beitrag zur Lösung unserer Frage läßt sich daraus gewinnen? Den Nachdruck legt Jesus vor allem doch sicher darauf, daß das Elend, von dem Daniel gesprochen hat, noch bevorsteht: wenn es kommt, dann möge auf die Berge fliehen, wer in Judäa ist u. s. w.! Hat damit nun die Echtheit oder Unechtheit des Danielbuches etwas zu schaffen? Wird dadurch die kritische Arbeit lahm gelegt und eine wissenschaftliche Analyse seiner Bestandteile verboten?

In dem fraglichen Buche werden die Geschicke, die profetischen Visionen ꝛc. eines gewissen Daniel erzählt, der in der Zeit der Gefangenschaft lebte unter den Königen Nebukadnezar, Belsazar und Darius. Eine Menge Weissagungen über die Zukunft werden dabei von ihm mitgeteilt. Man meint nun aber nachweisen zu können, daß das alles eine leicht durchsichtige Einkleidung ist, und daß das Buch erst im Jahre 165 oder 164 vor Christus geschrieben wurde. Es gäbe dann in der Form von Weissagungen eine retrospektive Betrachtung der seit dem Exil verflossenen Zeit mit der Absicht, die unter dem Druck der Verfolgung des Antiochus Epiphanes seufzenden Juden zu ermutigen und zu stärken. Diese Trostworte werden in apokalyptischer Form dem Daniel in den Mund gelegt. Wir hätten dann hier die erste Probe — und gewiß eine

der höchststehenden — der ausgedehnten apokalyptischen und zugleich pseudepigraphischen Litteratur, die, wie nach den zahlreich vorhandenen Überresten einfach nicht bezweifelt werden kann, in den letzten Jahrhunderten des jüdischen Volkstums in üppiger Blüte stand. Das ist, was die Kritik jetzt zu Tage gefördert. Ist mit einer solchen Vorstellung die Art der Verwertung dieses Buches durch den Herrn unvereinbar? Jesus spricht von Daniel, dem Profeten; er sagt auch, daß Daniel „gesprochen" hat. Natürlich, weil in dem Buche Daniel als der Sprechende auftritt. Hat nun damit der Herr dem Daniel eine Weissagung zugeschrieben, von der sich hinterher herausgestellt — falls die derzeitige Auffassung die richtige ist —, daß sie gar keine Weissagung ist, sondern rückwärts schauende Reflexion, Pragmatik einer späteren Zeit, so daß man annehmen müßte, der Herr habe sich durch eine litterarische Einkleidung täuschen lassen? Nehmen wir einmal an, es wäre im wesentlichen so — ich würde darum doch nicht von „düpiert-werden" reden, sondern nur folgern, daß der Herr auch hier wieder offenbar sich dem intellektuellen Fassungsvermögen der Juden des 1. Jahrhunderts angepaßt —: würde das wirklich der Hoheit des Herrn Eintrag thun? Aber nun trifft das hier nicht einmal zu. Nicht nennt Christus den Daniel einen Profeten nach seinen Geistesgaben, seinem Amte, seiner Würde oder nach der kanonischen Stellung und Gültigkeit seines Buches, sondern, wie der Zusammenhang ganz deutlich zeigt, bloß darum, weil das, was er von dem „Greuel der Verwüstung" gesagt, noch der Erfüllung harrt, aber bevorsteht, sich also auf etwas Zukünftiges deuten läßt. Wie der

Herr in Matth. 15, 7 ff. von Jesaja sagt, daß er „von euch" geweissagt hat, d. h. von denen, die in Jesu Tagen lebten, und Matth. 13, 14 f., daß Jesajas Profezeiung „an ihnen" erfüllt wird: so nimmt er auch hier Daniels Wort nicht in seinem ursprünglichen historischen Sinn sondern legt ihm einen typischen, erst auf zukünftige Ereignisse abzweckenden Sinn unter und verwertet es als unbeabsichtigte und unbewußte Weissagung zu seinem Zweck. Wegen dieser typischen Verwendbarkeit erkennt er ihm profetischen Charakter zu und will es als Gottes Wort beachtet wissen.

Fühlt man es nun nicht als Sünde gegen den Geist der Schrift, hier überhaupt die Frage der „Echtheit" oder „Unechtheit" — abgesehen von dem Unzutreffenden dieser Ausdrücke — herbeizuziehen? Hat denn damit die Wertschätzung der Worte des Herrn etwas zu thun? Die einzige Konsequenz, die sich aus unserer Stelle ziehen läßt, ist die: Hat die Kritik mit ihrer Analyse des Buches Daniel das Rechte getroffen, dann beweist die Stellung des Herrn, daß er auch der pseudepigraphisch-apokalyptischen Litteraturgattung nicht Ehrlichkeit und Vertrauenswürdigkeit absprach. Durch den Gebrauch, den er davon machte, setzte er sein Siegel auf die Aufnahme in den Kanon. Auch in solch einem Werke hörte er Gottes Stimme. Wenn das uns befremdlich erscheint, liegt es dann nicht nahe, daß eine Revision unserer Anschauungen sowohl über diese litterarische Form als auch über das Wort Gottes notthut?

Um nun nochmals zum Schlusse auf das Deuteronomium zurückzukommen: Dreimal zitiert Jesus in der

Versuchungsgeschichte ein Wort aus dieser Schrift und zwar Deut. 8, 3; 6, 16; 6, 13. (10, 20), und im allgemeinen ist es eines der Bücher, die in den Evangelien am häufigsten gebraucht werden. Folgt hieraus, daß entweder die heutige Ansicht von der Komposition dieses Buches zu verwerfen ist, oder daß der Heiland fehlgegriffen hat?

Bekanntlich enthält das Deuteronomium eine Rede teils paränetischen teils legislatorischen Charakters, die Moses auf dem Gefilde von Moab gehalten und nach einer Notiz in Deut. 31 selbst schriftlich fixiert haben soll. Gegenwärtig wird nun von den meisten Forschern die Ansicht verfochten, daß das ganze Buch erst dem 7. Jahrh. seine Entstehung verdanke und die betreffende Rede nach einer im Altertum ganz unverfänglichen Gewohnheit dem Moses in den Mund gelegt sei. Und das ist keine willkürliche Behauptung. Es kann mit meines Erachtens sehr stichhaltigen Gründen bewiesen werden, daß das Deuteronomium in der Hauptsache eine von einem bestimmten Gesichtspunkte aus revidierte und zugleich vermehrte Ausgabe eines auf Mosis Namen gegründeten und als mosaisch anerkannten Gesetzbuches ist. Wir haben dieses Gesetzbuch noch in Exod. 21—23. In dem großen Mosaik des gegenwärtigen Pentateuches bildet es einen Bestandteil der Sinai-Erzählungen. Aller Wahrscheinlichkeit nach — Argumente können hier natürlich nicht angeführt werden — muß es aber ursprünglich in einer jetzt nicht mehr feststellbaren Umgebung im Leben und Wirken des Moses den Platz eingenommen haben, den das Deuteronomium jetzt innehat. Vermutlich fand man dann auf der höheren Stufe, welche die Volksentwicklung mit unter dem mächtigen Ein-

flusse eines Jesaja und seiner Gesinnungsgenossen erreichte, das ältere Gesetzbuch nicht mehr den Bedürfnissen des 7. Jahrhunderts entsprechend, und es wurde demzufolge in den obersten profetisch-priesterlichen Kreisen eifrig die Frage erwogen: wie auf der vorgezeichneten mosaischen Linie, in Mosis Geist, als Fortsetzung seines Werkes das nationale Leben, speziell nach seiner religiösen (inkl. der kultischen) Seite neu organisiert und straff geleitet werden müsse, um die Gefahren zu überwinden, welche es in dieser ganz außergewöhnlich bewegten Zeit bedrohten. Die Antwort darauf gibt das Deuteronomium. Ausgehend von feststehenden, wenn auch vielleicht nicht sehr ausführlichen Traditionen über den am Anfang der israelitischen Gesamtentwicklung stehenden und sie beherrschenden Gottesmann, im Anschluß an längst kursierende Erzählungen — in diesem historischen Rahmen suchte man die Antwort zu geben auf die Frage: „Wie würde Moses gesprochen, und was für Forderungen würde er aufgestellt haben, wenn er in der gegenwärtigen Zeit gelebt hätte?“ So las man diese Antwort von seinen Lippen.

Wie bereits gesagt, folgte man damit nur einer im Altertum wahrlich nicht ungewöhnlichen Gepflogenheit. Ist das ein Grund, solch eine Antwort, solch ein Buch aus sittlichen Gründen zu verwerfen? Warum soll es nicht von Gottes Geist beseelt, nach dem gewöhnlichen Ausdruck „inspiriert“ sein können? Warum soll es, wenn es so geworden, unwürdig geachtet werden müssen, in die Reihe der biblischen Bücher aufgenommen zu werden? Ich denke, sowohl der ganze Ton dieses Buches wie seine Geschichte — es gibt wenig Bücher, die für Israel und auch für die

Christenheit gleiche Bedeutung gehabt haben wie das Deuteronomium — und (damit komme ich auf meinen Ausgangspunkt zurück) der Gebrauch, den Jesus davon macht, legen für seine innere kanonische Berechtigung vollgültiges Zeugnis ab. Und warum auch nicht? Sind z. B. die Worte, die der Herr daraus anführt — auch die Form seines „Hauptgebotes“ entlehnt er dort — minder wahr, minder erhaben, minder göttlich, wenn sie, wie wir meinen, im 7. Jahrhundert Mose in den Mund gelegt wurden, als wenn sie nach der alten Tradition im 14. Jahrhundert direkt von ihm gesprochen sind? Und warum soll ihre Verwertung durch den Herrn ein Beweis für das Letztere und gegen das Erstere sein? Es ist weder das Eine noch das Andere.

Schlußresultat.

Der Mittelpunkt der christlichen Persönlichkeit ist der Glaube an Christus. Von unserem Verhältnis zu ihm hängt unsere Beurteilung aller Dinge ab, die zum Glauben in Beziehung stehen und eine religiöse Wertung fordern, — also auch unsere Stellung zum Alten Testament. Nun ist Christi religiöse Entwicklung und die Genesis seines messianischen Selbstbewußtseins ohne das Alte Testament gar nicht zu begreifen. Aber nicht um ihrer äußeren Autorität sondern um des verwandten Gotteszuges willen, durch den sie sich als Kind desselben Vaters legitimiert, ist ihm die Schrift Gottes Wort. Ihn braucht es nicht

zu kümmern, wer dieses oder jenes Wort geschrieben oder gesagt hat, die Wahrheit konnte ihm dadurch nicht gewisser werden; er selbst, der die Wahrheit ist und mit dem Vater eins, mußte am besten wissen, wo Gottes Geist weht (cf. auch Joh. 8, 47.). Sind für ihn einerseits die „Schriften" der Prüfstein seines eigenen Seins, so ist er andererseits auf dem Höhepunkte seines Lebens der untrügliche Prüfstein für ihren Wahrheitsgehalt. Als der Gottessohn waltet und schaltet er souverän mit ihrem Reichtum. Sie gehören zu den geschichtlichen Bedingungen seiner Persönlichkeit und müssen von ihm ihre göttliche Bestätigung durch sein Siegel empfangen. Jesu Zeugnis für das Alte Testament ist darum auch für uns von unersetzlichem Wert; seine Person bürgt uns für die Realität der alttestamentlichen Offenbarung. Was bedürfen wir weiter Zeugnis aus dem Munde dieses oder jenes Gottesmannes, der für die Geschichte des Alten Bundes von Bedeutung gewesen ist? Unser Glaube an den Offenbarungsinhalt des Alten Testaments steht und fällt nicht mit der Annahme oder Verwerfung des traditionellen Autors in einzelnen Fällen. Jesus tritt nirgends für die Autorschaft Dieses oder Jenes ein, berührt nie litterar-kritische Fragen. Was die Schriften des Alten Bundes in formaler Beziehung für ihn gewesen sind, ist also auch nicht von der Art, daß es auch bei unbedingtester Anerkennung seiner Autorität in irgend einer Weise unseren wissenschaftlichen Untersuchungen, nenne man sie nun analytisch-synthetische oder historisch-kritische, eine Beschränkung auferlegen könnte. In Summa: Man lasse über die Resultate der modernen wissenschaftlichen Erforschung des Alten Testamentes

einen jeden denken nach seiner Überzeugung und es mit der Kritik selbst halten, wie er es vor Gott verantworten kann: auf jeden Fall aber lasse man Christus aus dem Spiel! Auch hier gilt sein Wort: „Mensch, wer hat mich zum Richter über euch gesetzt?"

Ich ging aus von dem Satze, daß das Studium des Alten Testaments für uns zwei Seiten hat: eine rein wissenschaftliche und eine religiös-theologische. Von Natur sind unserem Geiste enge Schranken gezogen; demzufolge ist auch Einseitigkeit sehr schwer zu vermeiden. Nicht leicht ist es darum, die beiden genannten Seiten zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Beide fordern die Einsetzung der ganzen Persönlichkeit, aber nach verschiedenen Richtungen. Hier sind es mehr die rein verstandesmäßigen, dort mehr die ethischen Faktoren unseres Geistes, die in Aktion treten. Gar zu leicht prädominiert da eins oder das andere in unrechtmäßiger Weise. Das ist nicht allein auf diesem Gebiete, sondern überall der Fall, wo neben der wissenschaftlichen Forschung die ästhetische, ethische oder religiöse Betrachtung und Beurteilung steht. Wir müssen suchen, auch hier gewissenhaft die Wagschale im Gleichgewicht zu halten.

Daß ich alles thue, was ich kann, um meine Studenten auch im Alten Testamente Gottes Stimme hören zu lassen und nach dem Beispiele des Heilandes auch diesen Teil der Heiligen Schrift der Förderung des geistlichen Lebens dienstbar zu machen, ist meinen Freunden bekannt. Ich lasse mir das ja in jedem Semester eine Herzensangelegenheit sein. Allerdings, der Zweck unserer akademischen Arbeit ist in erster Linie wissenschaftliches Studium und

Anleitung dazu. Es gilt das eine zu thun und das andere nicht zu lassen! Das Alte Testament, auch rein wissenschaftlich betrachtet, ist es wert, mit eifrigem Interesse studiert zu werden. Dabei hoffe ich, daß das, was das Wichtigste ist, auch für meine Hörer allezeit von der größten Wichtigkeit sein wird: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne“, auch an Wissen, „und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Wir untersuchen „die Schriften“; nun, diese sind es, die von Christus zeugen.

Inhalt.

BS 2535 B6V2	311072 Valeton Christus und das alte testament	
	WP Roehr	